

**BEITRÄGE
ZUR
SPORTGESCHICHTE**

***TÄVES
OLYMPIA-TAGEBUCH
2012***



DREIMAL LONDON



ERINNERUNG AN 1964



HEFT 34

INHALTSVERZEICHNIS:

Täves Olympia-Tagebuch 2012	5
Olympische Ländewertung 2012	40
Zum dritten Mal London	42
1964: Haben unsere Sportler versagt?	49
Bundesregierung verurteilt	54
Das Rotfuchs-Märchen	56
Gedenken: Horst Gülle	58

DAS GOLDENE BUCH

Der Verein Sport und Gesellschaft – Mitglieder: Olympiasieger, erfolgreiche Trainer, bewährte Sportfunktionäre, angesehene Sportmediziner – hat sich entschlossen, ein Goldenes Buch des deutschen Sports aufzulegen. Das Motiv war nicht Rivalität zur sogenannten „Halle des Ruhms“, wiewohl nicht übersehen werden soll, dass wir den Schirmherren dieser „Halle“ schon vor Jahr und Tag dringend empfohlen hatten, den Initiator der ersten deutschen Olympiamannschaft von 1896, Dr. Willibald Gebhardt, in die „Halle“ aufzunehmen. Dem Vorschlag wurde nicht Rechnung getragen, obwohl die Verdienste Gebhardts um das internationale Ansehen des deutschen Sports von niemandem geleugnet werden können. Allerdings missfiel zu Beginn des vorigen Jahrhunderts den in Deutschland Herrschenden Gebhardts Sympathie für die damals entstandene Friedensbewegung. Dass man ihn 1907 zwang, seinen Rücktritt aus dem Internationalen Olympischen Komitee zu erklären, erhärtete solchen Verdacht. Es ergaben sich unterschiedliche Standpunkte der Führung der deutschen Sportbewegung gegenüber den tatsächlichen Werten des Sports. Der Ruf der „Halle des Ruhms“ geriet endgültig ins Zwielficht, als die Jury befand, den zweifachen Radweltmeister Gustav-Adolf Schur wegen seines ungebrochenen Bekenntnisses zur DDR nicht in

das Gremium aufzunehmen und kundzutun, dass man künftig bei der „Berufung“ in die Halle politische Maßstäbe anlegen werde. Das bewog schließlich den Verein, das neutrale „Goldene Buch des Sports“ herauszugeben. Der Todestag des wegen seiner antifaschistischen Haltung während der Nazizeit hingerichteten Widerstandskämpfers und Olympiateilnehmers von 1936, Werner Seelenbinders erschien 2011 als würdiger Anlass, damit an die Öffentlichkeit zu treten. Nach demokratischen Abstimmungen im Verein entschied man sich, als erstes 50 Persönlichkeiten in dieses Goldene Buch einzutragen, sie auf der Internetseite des Vereins allen Interessenten vorzustellen und dieses Goldene Buch im Olympiajahr 2012 im Sportmuseum Berlin-Marzahn zu deponieren. Wir haben auch alle, die wir ins Goldene Buch aufnehmen wollten, um ihre Zustimmung gebeten und bekamen von vielen ihre Zustimmung. Von Matthias Sammer ebenso wie von Jochen Schümann. Nur eine einzige Absage war dabei: Der Präsident des Nationalen Olympischen Komitees der Bundesrepublik Deutschland und IOC-Vizepräsident Thomas Bach mochte nicht in dieses Goldene Buch. Gründe gab er nicht an.

TÄVES OLYMPIA-TAGEBUCH 2012

Donnerstag, den 26. Juli 2012

Mein Freund Klaus ist vielleicht der einzige, dem ich sagen kann: „Du bist verrückt!“ ohne handfesten Ärger fürchten zu müssen. Heute morgen habe ich es am Telefon zu ihm gesagt, als er mir vorschlug, dieses Tagebuch zu schreiben.

„Warum ich? Du warst viel öfter bei Olympia!“

Er antwortete: „Dann bilden wir eine Mannschaft!“

„Und wenn ich während der Spiele in London statt vor dem Fernseher zu sitzen, eine Runde auf dem Rad drehen will oder eingeladen werde, irgendwo meine Meinung zum besten zu geben?“

„Dann steigst Du in den Sattel oder fährst dorthin und irgendwann kehrst Du zum Fernseher zurück!“

„Und warum das alles? Es erscheinen doch schon genug Olympiabücher.“

„Zum Beispiel, um Deine Meinung zu Olympia von heute zu erfahren! Und wir wollen ja kein Protokoll schreiben, sondern nur was uns so auffiel, als Fernsehzuschauer in Deutschland. Und was uns gefiel oder missfiel.“

Ich weiß seit Jahrzehnten, dass es schwierig ist, Klaus Ullrich-Huhn von einer Idee abzubringen und obendrein hatte er mir im Leben auch schon so manchen Gefallen getan. Also willigte ich ein, nachdem wir uns geeinigt hatten, dass er die eine oder andere Passage übernehmen würde, auch weil er ein ziemlicher Olympiaexperte ist, was ihm sogar das IOC bestätigte, als es ihn 1988 mit dem Journalistenpreis auszeichnete. Und obendrein haben wir so vieles im Leben gemeinsam zustandegebracht, dass niemand sich wundern wird, wenn er erfährt, dass wir auch an diesem Tagebuch gemeinsam gearbeitet haben.

Das nur, damit Sie wissen, wie alles begann.

Morgen beginnen in London die XXX. Olympischen Sommerspiele und langsam begann ich mich mit dem Gedanken anzufreunden, den Mitgliedern unseres Vereins und allen, die sonst die „Beiträge zur Sportgeschichte“ lesen, mein aus der Ferne – dank des Fernsehens aber oft vom Logenplatz erfasstes - Bild dieser Spiele zu vermitteln und hin und wieder auch meinen oder – siehe oben – unseren Standpunkt mitzuteilen. Wie die meisten wissen, habe ich zweimal an Olympischen Spielen teilgenommen und erinnern wird sich der eine oder andere auch, dass damals einiges zu bewältigen war, ehe man die begehrte Flugkarte in der Tasche hatte.

Ehe ich 1956 um die halbe Welt nach Melbourne flog, gab es knallharte Ausscheidungen. Die waren nötig geworden, weil die Sportchefs der BRD darauf bestanden, den „Chef de mission“ der Mannschaft zu stellen.

Die jeweils zwanzig besten Rennfahrer aus beiden Ländern bestritten vier Läufe. Dem Sieger jedes Rennens wurden 20 Punkte gutgeschrieben. Den Nächstplatzierten jeweils ein Punkt weniger. Die vier Punktbesten sollten nach Melbourne fahren.

Im rheinischen Fröndenberg wurde das erste Rennen ausgetragen. Ein 6,1-km-Rundkurs war zwanzigmal zu absolvieren. Unterwegs eine gepfefferte Steigung. Die Westdeutschen hatten sich „Matze“ Schmidt als Betreuer geholt, einen alten Haudegen,

der sonst gutbezahlt bei den Profis tätig war und vor allem bei Sechstagerennen sein Geld verdiente. Er benahm sich so, als seien die Rennen eine reine Formsache. Er war sicher, dass am Ende vier Bundesdeutsche fahren würden. Matze war kein schlechter Kerl, aber eben ein waschechter „Wessi“. Am Ziel in Fröndenberg war er fassungslos. Wir hatten das Rennen diktiert. Als es das letzte Mal die Steigung hinaufging, löste ich mich aus der Spitzengruppe und fuhr ungefährdet allein ins Ziel. Der Schweinfurter Pommer war als Siebenter bester Westdeutscher.

Wir stellten uns darauf ein, dass Matze sich für das zweite Rennen taktisch etwas einfallen lassen würde. Es wurde im Saaletal ausgetragen. Eine 66-km-Runde war drei Mal zu absolvieren. Die Steigungen waren anspruchsvoller als in Fröndenberg.

Mir gelang es wieder, mich bald aus dem Staube zu machen. Als ich mich umsaß, quälte sich Tüller hinter mir. Der war – woran sich heute auch kaum mehr jemand erinnert - nach Grupe und Reinecke in die DDR – heute würde man sagen – „geflohen“. In dieser Situation scherte es mich nicht, er nahm mein Hinterrad, Im Ziel sicherte ich mir wieder die 20 Punkte. Der Schweinfurter Pommer fuhr als einziger Westdeutscher diesmal stark und wurde Dritter. Man hatte sich wohl entschlossen, nur noch für ihn zu fahren, um seine Chancen zu wahren. Unter den ersten 14 Fahrern, die sich bislang Punkte geholt hatten, war außer ihm kein einziger Westdeutscher.

ZUM ERSTEN MAL IN DER OLYMPISCHEN FAMILIE

Dann mussten die Ausscheidungen wegen der Straßen-Weltmeisterschaft in Ballerup bei Kopenhagen unterbrochen werden. Schon in der ersten Runde lag ich dort auf dem Pflaster. Der Hacken meines Schuhs hatte sich zwischen Kettenblatt und Kette verklemmt. Die anderen waren längst auf und davon, als ich endlich wieder im Sattel saß. Man riet mir aufzugeben, aber ich wollte nicht. Mein verletztes Knie war zwar bald ausgeheilt, aber dann entzündete sich eine Abschürfung zu einer bösen Furunkulose. Die Ärzte schüttelten die Köpfe: Ausgeschlossen, dass ich an der dritten Olympiqualifikation teilnehmen konnte. Das war übrigens ein Rennen gegen die Uhr. Pommer wurde 25 Sekunden hinter dem bulligen Leipziger Erich Hagen Zweiter und hatte damit die Fahrkarte nach Melbourne faktisch in der Tasche. Er hatte 51 Punkte, Hagen 49 und ich 40. Auf dem Lausitzer Grenzlandring fiel im vierten Rennen die Entscheidung vor 45.000 Zuschauern. Mein Knie war noch immer nicht ausgeheilt, und ich musste wieder zusehen. Der in der Olympiawertung aussichtslos zurückliegende 19jährige Westberliner Wolfgang Conrad gewann im Spurt, Tüller übernahm die Spitze der Punktwertung vor Pommer, Hagen, dem Berliner Teske und mir. Man einigte sich, die ersten drei zu nominieren und dazu mich an Stelle von Teske.

Ich flog mit den anderen zum fünften Kontinent. Im riesigen Speisesaal versammelte sich die olympische Familie zu den Mahlzeiten. Dort traf ich auch bald manchen Freund und Rivalen von der Friedensfahrt. Die Verpflegung war überreichlich, an den großen gläsernen Ballons voller frischer Fruchtsäfte waren wir Stammgäste.

Im Olympischen Dorf eskalierte zuweilen die durch die Ungarnkrise und die Attacke auf den Suezkanal entstandene internationale Krisensituation. Mal hatten Unbekannte sowjetische Fahnen heruntergerissen und andere die ungarische gegen die aus der faschistischen Horthy-Zeit umgetauscht, aber langsam kehrte doch noch olympische Ruhe ein.

Wir waren fast überall dabei, wo jemand aus dem DDR-Aufgebot an den Start ging. Lautstark feuerten wir unsere Vierermannschaft auf der Bahn an, die aber schon bald

ausschied. Danach begannen wir die Straßenrennstrecke in Broadmeadows unter die Lupe zu nehmen und dort zu trainieren. Zwischendurch blieb Zeit, mit alten Bekannten zu plaudern. Der italienische Friedensfahrer Aurelio Cestari begrüßte mich ebenso herzlich wie Dino Bruni und natürlich auch Trainer Giovanni Proietti.

Endlich rückte der Tag des großen Rennens heran.

Die Australier, die ein Straßenrennen von solchem Ausmaß noch nie arrangiert hatten, verloren schon vor Beginn den Überblick. Der erste Streit brach aus, als über die Reihenfolge am Start entschieden werden sollte. Erst hieß es, wir sollten uns nach dem englischen Alphabet aufstellen. Dann erinnerte sich jemand, dass die Verhandlungssprache der UCI Französisch sei. Und nach dem französischen Alphabet hätten die Engländer einen Platz in der ersten Reihe gehabt. Das aber missfiel den Australiern, und sie entschieden, die Reihenfolge auszulosen. Dann erschienen plötzlich Iren am Start, die angeblich keine Lizenz hatten, weil sie sich seit Jahren weigerten, dem britischen Verband beizutreten. Die Polizei wurde alarmiert und schleppte die Iren mit hartem Griff davon. Plötzlich war das ganze Feld von entnervten Polizisten umringt. Endlich startete man.

Offen geblieben war die Frage, wie eigentlich die Mannschaftswertung entschieden werden sollte. Damals bestritt man ja noch kein Mannschaftszeitfahren. Man hatte bei den verschiedenen Spielen unterschiedliche Varianten zur Ermittlung der besten Mannschaft praktiziert. Welche sollte nun hier gelten? Das war wichtig, denn entweder addierte man die Zeit der drei besten Fahrer einer Mannschaft, oder man vergab Punkte für die Platzierung im Ziel. Bis wir losfuhr, konnte das nicht geklärt werden. Man rief die anwesenden Funktionäre der UCI zusammen. Die stritten lange und wurden sich endlich – wir waren schon Stunden unterwegs – einig: Punkte werden für die Platzierung der Rennfahrer vergeben, und die Mannschaften mit den niedrigsten Punktzahlen erhalten die Medaillen.

Ich hatte meine Schlüsse aus dem Sturz in Ballerup gezogen und hielt mich meist im hinteren Teil des Feldes auf. Der Italiener Ercole Baldini sprintete urplötzlich davon, drei Italiener bremsen das Feld mit Raffinesse. Dann trat Pommer an und sprintete, ohne sich umzusehen, etwa zweihundert Meter davon. An seinem Hinterrad, also in seinem Windschatten, fuhr der Franzose Geyre. Ich war nicht gerade glücklich darüber, denn nun schleppte Pommer einen bärenstarken Mann nach vorne. Aber es war zu spät, noch etwas Sinnvolles zu unternehmen. Es kam, wie es kommen musste: Pommers Kräfte schwanden bald, Geyre fuhr an ihm vorbei und jagte dem Italiener hinterher.

Wenn wir wenigstens vor dem Start ein Wort über unsere Taktik gewechselt hätten, so wie es in den DDR-Mannschaften üblich war, aber in diesem Augenblick wurde allen klar, dass hier tatsächlich zwei Mannschaften fahren und in der einen suchte jeder nur seinen persönlichen Vorteil.

Die gefährlichste Folge dieses Vorstoßes war, dass dadurch auch unsere Chancen in der Mannschaftswertung sanken, denn alles kam darauf an, so zahlreich wie möglich in der Spitze anzukommen.

Mir blieb nur ein Ausweg, nämlich selber anzugreifen, denn vor mir waren faktisch nur die drei Ausreißer. Ich trat an, Tüller hing sich an mein Hinterrad und der Engländer Jackson. Ich fuhr mir die Lunge aus dem Hals und setzte darauf, dass Tüller die Aktion unterstützen würde. Ich signalisierte ihm, er möge sich auch mal an die Spitze setzen, aber er schüttelte den Kopf und rief: „Ich kann nicht, ich habe Wadenkrämpfe.“ Ich raste weiter, und plötzlich hatten wir Geyre vor uns. Alles war wieder offen. Wenn ich bei der Verfolgung wenigstens hin und wieder den Windschatten der beiden anderen hätte

nutzen können. Plötzlich sprintete Jackson an mir vorbei und dann – ich glaubte, ich träume – zog der angeblich von Wadenkrämpfen geplagte Tüller an mir vorbei. Geyre rettete sich im Ziel auf den zweiten Platz, Jackson holte Bronze, Tüller wurde Vierter und ich Fünfter. Alle vier wurden wir mit der gleichen Zeit notiert.

Was ich über Tüller und seine Ausrede von den Wadenkrämpfen dachte, muss ich niemandem erklären. Ich erinnerte mich jedenfalls daran, dass ich ihn bei dem Saaletalrennen mitgeschleppt und damit zur Melbourne-Qualifikation verholphen hatte. Oder: Wenn der eigensinnige Pommer auf seinen spontanen Vorstoß verzichtet und am Ende wenigstens Zwölfter geworden wäre, hätten wir olympisches Gold geholt. Aber wie ich schon schrieb: Eine richtige Mannschaft, wie ich sie von den Friedensfahrten her gewohnt war, waren wir eben nicht. Immerhin retteten wir am Ende noch Bronze. Ich war stolz darauf, dass uns ausgerechnet IOC-Präsident Avery Brundage die Medaillen überreichte. Mit Tüller hatte ich nach dem Rennen verständlicherweise nichts mehr zu bereden. Wir trafen uns auch danach nicht mehr, denn ein paar Wochen später „floh“ er wieder gen Westen.

DAS ABENTEUER VON ROM

Vier Jahre später war ich in Rom dabei. Als wir die Straße nach Ostia entlangfuhren, auf der zum ersten Mal in der olympischen Geschichte ein Vierermannschaftsrennen ausgetragen werden sollte, ahnte ich: Kein Schatten, die krachende Sonne würde unser härtester Gegner sein. Keiner von uns hatte Illusionen. Ein Straßenrennen kann hart sein, ein Zeitfahren ist gnadenlos, denn es gibt keine Pausen, kein Rudel, in dem man verschlafen könnte. Das härteste aber ist ein Mannschaftsrennen. Vier, die sich ablösen, jeder gibt das Äußerste, es wird mit höchster Konzentration im Windsog gefahren, das Vorderrad radiert fast das Hinterrad des Vordermanns. Nur Qual! Und ein Tempo von bis zu 50 Stundenkilometern zwei Stunden lang! Wir kamen gut voran, die Ablösungen klappten reibungslos, kein Wort fiel. Wir traten nur und hatten den Vordermann oder die vor Hitze flimmernde Straße im Auge. Wir erreichten die Wende in der Via Colombo. Die Sonne stieg.

Die Italiener waren 17 Minuten nach uns ins Rennen gegangen, die ersten Zwischenzeiten wiesen nur knappe Differenzen aus. Ich wusste, dass es gefährlich werden könnte, wenn wir uns übernehmen würden, die Sonne war ein erbarmungsloser Scharfrichter und dörnte die Körper aus. Als „Wegzehrung“ hatten wir nur jeder eine Flasche Tee mitgenommen, um Gewicht zu sparen. Wir fuhren Elektronfelgen und sehr leichte Reifen. Es waren Entwicklungen, die niemand sonst benutzte und faktisch das Ergebnis der Kooperation zwischen volkseigener und privater DDR-Industrie. Grünert stellte in Hetzdorf, im Flöhatal, die Felgen her, und die Reifen kamen von den Thüringer Spezialisten in Waltershausen.

Ganz plötzlich geschah es: Günter Lörke, meist still und immer zäh, ließ den Kopf hängen und murmelte: „Es geht nicht mehr.“

Wir hatten uns verabredet, dass Egon Adler gegen Ende länger führen sollte, als jeder von uns, und sich dann auf den letzten Kilometern abfallen lassen würde. Der hatte auch fest damit gerechnet, dass es bei der Verabredung blieb. Nun war eine völlig neue Situation entstanden. Keiner redete darüber, aber alle grübelten. Wir waren nur noch drei, Lörke war verschwunden.

Was tun? Es blieb nur, den beiden anderen Mut zu machen. Hagen und Adler. Hagen war noch bärenstark, aber dass Adler am Ende war, sah man daran, dass er plötzlich

seine Mütze vom Kopf riß und wegwarf. Er musste wissen, dass dies in der krachenden Sonne fatale Folgen haben würde. Er wurde hinter der letzten Wende zunehmend langsamer. Das war auch an unserer Position abzulesen. Eben hatten wir mit unserer Zeit noch knapp hinter den Italienern gelegen, jetzt verloren wir Zeit wie Wasser aus einem Sieb.

Ich wollte Egon demonstrieren, dass wir es vereint schon noch schaffen würden, und schob ihn, als es bergauf ging. Hagen löste mich ab. Das Trio rollte wieder, da brüllte plötzlich jemand hinter uns. Es war der italienische Schiedsrichter, der im deutschen Materialwagen platziert worden war.

Wir sahen uns nicht um, erfuhren aber hinterher, dass er Trainer Schiffner bedrängt hatte. Der kannte keine Regel, die Schiebehilfe verbot. Der Italiener geriet in Wut. Ein Schiedsrichterwagen tauchte auf, der Italiener führte einen kurzen Wortwechsel, dann rollte das Schiedsrichterauto an meine Seite und jemand schrie: „Schur, das ist verboten! Finito!“ Meine beiden Gefährten fuhren sofort langsamer, ich schrie: „Weiter!“

Was mir in diesem Augenblick alles durch den Kopf ging! Erst blieb ich noch ruhig und kalkulierte, dass wir bei der letzten Zwischenzeit noch allerhand Vorsprung vor den auf den nächsten Rängen folgenden Sowjets, Niederländern und Schweden gehabt hatten. Für eine Medaille könnte es immer noch reichen, aber dann schwand mein Optimismus fast mit jedem Meter. Ich schwor mir aber, mir den beiden anderen gegenüber nichts anmerken zu lassen und schrie wieder: „Weiter!“

Wir rollten im Ziel über den weißen Strich und fielen in die Arme von Betreuern und Freunden und wollten nur etwas zu trinken haben.

„Und die Disqualifikation?“

Niemand wusste Einzelheiten. Ein Italiener sollte Protest gegen uns eingelegt haben. Die Italiener kamen in Sicht, Jubel und Pfiffe der Begeisterung. Ihr Sieg war ungefährdet, aber wir waren die zweitbeste Zeit gefahren. Wahnsinn!

Der Schiedsrichter, der mir sein „Finito“ zugerufen hatte, war wie vom Erdboden verschwunden.

Uns bewegte den ganzen Nachmittag nur die Frage: Überreicht man uns eine Medaille, oder werden wir disqualifiziert? Endlich kam die erlösende Botschaft: Olympiasieger Italien, Olympiazweiter DDR – offiziell: »Gesamtdeutsche Mannschaft« –, Olympiadritter UdSSR. Aus den Sekunden, die uns vorübergehend von den Italienern getrennt hatten waren 2:23 Minuten geworden, aber der Vorsprung, den wir vor den Sowjets hatten, betrug trotz unserer Misshelligkeiten noch knapp zwei Minuten. Das war meine zweite Olympiamedaille.

Die Leser könnten monieren, dass das doch nichts Neues sei und überhaupt nichts mit den Spielen in London zu tun hat. Ich schrieb es nur auf, weil es ein wenig ahnen lässt, wie sich die Spiele in den letzten knapp sechzig Jahren verändert haben. Damals wäre auch jeder augenblicklich disqualifiziert worden, der eine Umhängetasche trug, die irgendwelche Reklameaufschrift trug. Heute ist alles mit Werbung tapeziert.

Freitag, den 27. Juli 2012

Der große Tag ist gekommen! Für heute abend erwarten alle die Eröffnungsfeier. Niemand braucht befürchten, dass ich zuvor noch ein wenig „Ostalgie“ betreiben will, aber dennoch ich will erzählen, dass heute morgen ein Brief aus Lichtenstein im „Arzgebirge“ in meinem Briefkasten steckte. Absender war ein Gerhard Pfefferkorn, der meinetwegen Ende Juni an die Stiftung Deutsche Sporthilfe geschrieben hatte.

Meinetwegen, weil er wissen wollte, warum man mich nicht in die „Hall of fame“ aufgenommen hatte. Vorgestellt hatte er sich so: „Als ehemaliger Leistungssportler im Straßenrennsport nahm ich im Jahr 1952 an der DDR-Rundfahrt teil. Ich war Mitglied der BSG (Betriebssportgemeinschaft) Fortschritt Lichtenstein und war in keinem Sportclub. Meine tägliche Arbeit verrichtete ich in der Zwickauer Konsumgenossenschaft als Kraftfahrer. Vor solchen sportlichen Ereignissen wie die DDR-Rundfahrt bekam ich in der Regel auf der Grundlage des Arbeitsgesetzbuches der DDR 3 Wochen Freistellung für das Trainingslager, wofür ich meinen Durchschnittslohn erhielt.“ Dann folgten sechs Fragen zur „Hall of Fame“ und drei Bemerkungen über mich, der ich nicht in die „Halle“ aufgenommen worden war. Das alles wäre kein Grund, darüber in einem Olympia-Tagebuch zu schreiben, aber dann hatte er noch einen Zeitungsartikel aus der „Freien Presse“ vom 13. Juni 2012 beigelegt: „Im August soll die lange geplante Stätte der Sportlerehrung eingeweiht werden. Es ist ein Höhepunkt des Olympischen Wochenendes, das die SSV Fortschritt anlässlich der 800-Jahr-Feier ausrichtet.

Noch hängt nur die Tafel von Radsportlegende Gustav Adolf `Täve´ Schur vor dem Sportzentrum nahe der Inneren Zwickauer Straße. Jetzt sollen neun weitere hinzukommen: sieben erfolgreiche Sportler, die in Lichtenstein aufgewachsen sind, sollen geehrt werden, ein erfolgreiches Radsportteam, sowie der Verein, der diese Talente hervorgebracht hat.“ Fragen waren aufgetaucht, als man diesen Plan fasste, woher man das Geld nehmen sollte. 9.000 Euro wurden gesammelt, die Tafeln gegossen und das Programm, zu dem auch vier Nachbargemeinden eingeladen wurden, beginnt mit einer Kinderolympiade. Und das sind die sieben Athleten, die neben der 1951 gegründeten BSG und der Radsportmannschaft geehrt werden sollen: Gewichtheber Joachim Kunz, Silber 1980, Gold 1988, Radrennfahrer Bernhard Eckstein, Weltmeister 1960, Marita Gasch, Rudergold im Achter 1980, Heike Apitzsch-Friedrich, Gold- und Silbermedaillengewinnerin im Schwimmen, Birgit Görlitzer, WM-Dritte, Helga Schmelzer, WM-Bronze im Rudern und Gabriele Stieler, Weltmeisterin im Fallschirmspringen.

Es schien mir notierenswert, wie man hierzulande Olympia feiert! Und ich mache einen kleinen Zeiteinsatz und teile mit, dass es eine denkwürdige Feier war und ich versuchen werde, diese „Mauer der Sporthelden“ in irgendeiner Illustrierten zu veröffentlichen.

Im Sprint wieder zu Olympia nach London. Schon vorgestern hatte man dort begonnen. Die Fußball spielenden Frauen eröffneten das Fest fast inoffiziell mit dem Spiel der Gastgeberinnen gegen Neuseeland, das sie mit 1:0 gewannen. Eine Stunde später begannen die nächsten Partien und niemand fand Ungewöhnliches daran, dass Frauen die Spiele eröffneten. Ich hatte jemanden gebeten, mal nachzusehen, wann eigentlich die ersten Frauen bei Olympia am Start waren. Immerhin schon 1900. Aber damals sollen alle lange Röcke getragen haben. Ganz gleichberechtigt sind sie aber wohl noch nicht. Meinten jedenfalls die Japanerinnen, die in der Touristenklasse zu ihrem ersten Spiel nach Glasgow fliegen mussten, während für die Männer tags darauf die Business-Klasse gebucht worden war...

OLYMPISCHE ORDNUNG MUSS HERRSCHEN

Und nun noch eine aus meiner Sicht unolympische Nachricht. Noch vor der Eröffnung wurde die griechische Dreispringerin Paraskevi Papachristou von den Spielen ausgeschlossen. Ich kann mich nicht erinnern, dass so etwas schon einmal geschehen

war. Sie hatte eine e-mail verschickt, und zwar eine geschmacklose rassistische Botschaft, die sich in übler Weise gegen Afrikaner richtete. Der griechische Teamchef zauderte keine Minute, obwohl sie sich sofort entschuldigte, und ihr Trainer meinte, die Strafe sei zu hart. Aber ich hielt die Entscheidung der Griechen für richtig und vor allem dem olympischen Geist Rechnung tragend.

Nun aber endlich zur festlichen Eröffnung mit ihren 4 Milliarden Fernsehzuschauern. Sie soll 34 Millionen Euro gekostet haben, und ich halte mich mit meinem Urteil, ob sie das wert war, zurück. Zu bewundern war, dass man 12.000 Freiwillige angeworben hatte, die ohne einen Cent zu kassieren, bei der Aufführung mitwirkten. Der als Regisseur engagierte Hollywood-Star Danny Boyle hatte neben anderen Einfällen auch die Idee, die 86-jährige Königin zusammen mit dem James-Bond-Darsteller Daniel Craig über dem Stadion mit einem Fallschirm abspringen zu lassen. Damit niemand erschrak und um das Leben der Queen fürchtete, betrat die echte Königin in jenem Augenblick ihre Loge, als ihr Double aus dem Hubschrauber sprang. Unter uns: Ich fand es ein wenig geschmacklos, ihr diese Rolle zu übertragen, aber vielleicht hat sie es Olympia zuliebe getan! Nach 80 Minuten war das Spektakel – Titel: „Inseln der Wunder“ –, das der neue britische Held, Tour-de-France-Sieger Bradley Wiggins mit einem Glockenschlag eröffnet hatte, vorüber. Die 204 Mannschaften konnten nun die Bühnenstars in der Arena ablösen.

Mich interessierte, wie viel Radsportler unter den Fahnenträgern waren, und wir fanden heraus, dass es fünf in den 204 Mannschaften waren, davon vier Frauen!. Die erste war die Kolumbianerin Mariana Pajon und der letzte ein Radstar, wie ihn kein anderes Land aufzubieten hat: Der Schotte Chris Hoy hatte bei drei Olympischen Spielen eine Silber- und vier Goldmedaillen im Sprint und im Keirin geholt und in Peking die Flagge beim Abschluss hinausgetragen. In London war er lange nach Mitternacht als letzter an der Spitze der Gastgeber einmarschiert. Dann begrüßte der zweifache Goldmedaillengewinner Sebastian Coe als Cheforganisator und der Belgier Rogge als Präsident des IOC die Gäste auf den Tribünen und die gefühlten 4 Milliarden Zuschauer in aller Welt. Angesehene Persönlichkeiten – auch der Friedensbewegung - trugen das Olympische Banner herein – Muhamad Ali gesellte sich, sorgsam gestützt, hinzu und das Zeremoniell kam zu seinem spektakulären Ende, als sieben Nachwuchssportler technisch perfektioniert 204 Flammen entzündeten. So klang die Super-Show aus.

Wir sind keine Olympia-Reporter, die saßen in irgendwelchen Kabinen und sagten aber auch nicht nur Treffendes. So verkündete eine ZDF-Dame, dass Deutschland 1948 an den zweiten Londoner Spielen nicht teilnehmen durfte, weil es ein „Kriegsverlierer“ gewesen war. Dass die Welt die Deutschen damals von Olympia ausgeschlossen hatte, weil es Europa durch den Zweiten Weltkrieg verwüstet hatte, erfuhren die Zuschauer also nicht. Auf solche „Ungenauigkeiten“ sollte ein öffentlich-rechtlicher Sender verzichten!

Sonnabend, den 28. Juli 2012

Der erste Olympiatag begann mit Gold und Bronze für China im 10-m-Luftgewehrschießen und mit dem im deutschen Lager einen Schock auslösenden Ausscheiden des 400-m-Freistil-Weltrekordschwimmers Paul Biedermann und dem neunten Rang der Frauen-Freistilstaffel – kurzum mit deutschen Favoritenstürzen. Wie oft bin ich im Leben als Favorit an den Start gegangen und kehrte als – sagen wir mal 32. – ins Ziel zurück! Kurzum: Ich hätte – wäre ich in London gewesen – die Verlierer im

Olympischen Dorf aufgesucht und ihnen die Hand geschüttelt. Bei allem Ärger über eine Niederlage – wer der aus dem Weg gehen will, sollte nicht Sport treiben! Da ist man sicher, weder Favorit zu sein, noch die Umwelt zu „enttäuschen“.

Vor allem aber wurde an diesem ersten Olympiatag das Straßenrennen – immerhin 250 km lang – ausgetragen und als erstes möchte ich dem Londoner Radsportpublikum mein Kompliment übermitteln! Himmel und Menschen an der Strecke – Olympia pur!

Und wieder – siehe oben – triumphierte nicht der Favorit: Der Brite Bradley Wiggins, der am Abend vorher noch umjubelt die Glocke im Stadion geläutet hatte, sah sich im Handumdrehen mit einer 12köpfigen Spitzengruppe konfrontiert. Die zeichnete sich dadurch aus, dass sie aus Fahrern 12 verschiedener Nationen bestand und die traten in die Pedalen, was das Zeug hielt, weil keiner auf einen Landsmann und erst recht nicht auf einen „Stallgefährten“ Rücksicht nehmen musste. Im Feld aber schienen die meisten zu glauben: Wenn Wiggins oder einer seiner Landsleute gewinnen wollen, sollen sie auch für Tempo sorgen. So betrug der Abstand nach 108 km bereits 5:15 min. Später zerriss das Feld und als rund 7 Kilometer vor dem Ziel der kasachische „Veteran“ Alexander Winokurow ausriss und ihm der völlig unbekannte Kolumbianer Rigoberto Uran folgte, schienen die Favoriten zu glauben, dass man dieses Duo allemal wieder einfangen könnte. Doch die Favoriten irrten. Winokurow, der schon 2007 dem Radsport Valet gesagt hatte und es sich zwei Jahre später anders überlegte, wurde Olympiasieger, der Südamerikaner Zweiter und der „namenlose“ Norweger Alexander Kristoff Dritter. Das Maß der Überraschungen dieses Tages war am Überlaufen.

Hinterher begannen die Debatten um Winokurow, der ja wegen Dopings mal lange gesperrt worden war. Ich halte solchen Streit für absurd. Die Geschichte des Radsports ist leider auch eine Geschichte des Dopings. Wer aber deswegen bestraft wurde und nach „Absitzen“ dieser Strafe wieder für Olympia nominiert wird, darf auch Olympiasieger werden! Wem das nicht gefällt, der sollte dafür sorgen, dass die Regeln geändert werden: Wer beim dopen erwischt wurde, muss alle olympischen Hoffnungen begraben. Da diese Regel nicht gilt, hätte ich keine Hemmungen gehabt, auch Winokurow zu gratulieren.

Sonntag, den 29. Juli 2012

Vieles hat sich gewandelt bei Olympia. Zum Beispiel: Ich hatte immer eine Startnummer, aber nie eine „Website“. Ich habe Klaus gebeten, mit aller Zurückhaltung im Internet mal einen Blick auf diese Websites zu werfen. Damit die Jüngeren im Bilde sind: Früher durfte man nicht mal ein Etikett auf dem Ärmel kleben, wenn man das Olympiastadion betrat, ohne Gefahr zu laufen, wegen unerlaubter Werbung disqualifiziert zu werden. Heute sind Athleten, die keine Werbeseite im Internet haben, Außenseiter. Klaus kümmerte sich also um die Seite eines deutschen Schwimmers und eines deutschen Radrennfahrers. Beider Namen wollen wir nicht nennen, damit um keinen Preis der Eindruck entsteht, wir würden diese Athleten kritisieren oder gar verurteilen. Der Schwimmer schwimmt also zunächst mal für die Bundesrepublik und dann noch für eine Vermögensberatung und einen Rasierklingenproduzenten. Zu diesen beiden kommen noch acht andere Sponsoren. Das Verfahren ist simpel: Die Sponsoren finanzieren den Schwimmer und der wirbt für sie - vor allem natürlich, wenn er gewinnt. Noch einmal: Wir kritisieren das nicht, erlauben uns aber daran zu erinnern, dass es zu unseren Zeiten anders gehandhabt wurde. Und das vor allem – man möge mir diese

Feststellung nicht ankreiden – in der DDR. Man lernte, ergriff einen Beruf oder studierte und hatte einen sicheren Platz im Leben, wenn die sportliche Laufbahn zu Ende war!

Dass nicht nur uns dieses Thema beschäftigte, offenbarte „Spiegel online“ einige Tage später: „Michael Phelps durfte sich über einen ganz besonderen Anreiz freuen: Eine Million Dollar versprach Sponsor Speedo dem Schwimmer, sollte er den Rekord von Mark Spitz aus dem Jahr 1972 einstellen. Sieben Goldmedaillen musste Phelps dafür gewinnen, bei den Olympischen Spielen von Peking vor vier Jahren schaffte er sogar acht. Der US-Amerikaner kassierte ab und gründete mit der Sonderprämie eine nützliche Stiftung. Phelps kann sich die Großzügigkeit leisten. Er ist der erfolgreichste Olympionike der Geschichte und hat dank lukrativer Sponsorenverträge ausgesorgt. Die finanzielle Hilfe von Sponsoren ist selbst für die erfolgreichsten Olympiateilnehmer unverzichtbar, denn bei den staatlichen Belohnungen für Medaillen gibt es auch in den großen Sportnationen enorme Unterschiede.

Bei den Spielen von London bekommen das auch die Briten zu spüren: Die Gastgeber zahlen – ebenso wie die Norweger - keine Prämien an ihre Medaillengewinner. Stattdessen will die Royal Mail jedem Olympiasieger eine Briefmarke widmen.

Auch Deutschland rangiert in Sachen Prämien relativ weit hinten und dieses Thema sollte noch viel Staub aufwirbeln: 15.000 Euro gibt es hierzulande für eine Goldmedaille, ein Achteplatzierte erhält immerhin noch 1.500 Euro von der Sporthilfe. Zu knauserig, bemängelte kürzlich Diskuswerfer Robert Harting. Er fühle sich unterbezahlt, sagte der 27-Jährige in einem Interview. `Wenn ich höre, dass Bosnier oder Slowenen 60.000 Euro für einen Olympiasieg spendieren, dann machen uns andere Nationen doch einiges vor.` (...) Laut `Bild`-Zeitung haben alle einen `Olympia-Pass London 2012` mit Gutscheinen bekommen. Ein Olympiasieger erhält unter anderem zweimal zwei Tickets für Flüge innerhalb Europas. Auch das Nationale Olympische Komitee der USA belohnt seine Olympiasieger mit 20.000 Euro eher bescheiden. Ergänzt werden die Prämien durch Boni von Sponsoren. Der Living the Dream Medal Fund lässt für eine Goldmedaille im Ringen 200.000 Euro springen. Der Radverband legt für einen Triumph in London gut 80.000 Euro drauf, der Schwimmverband gut 60.000 Euro.

Tatsächlich sind es vor allem kleine Verbände, die ihren Olympiasiegern besonders hohe Prämien versprechen: die Dominikanische Republik gut 200.000 Euro, Singapur mehr als 650.000 Euro und Armenien angeblich sogar 700.000 Euro. Russland hat für seine Olympiasieger rund 100.000 Euro ausgelobt, ähnlich hohe Beträge gibt es für Bulgaren, Litauer und Weißrussen.“

Die älteren Leser unseres Tagebuchs, möchte ich fragen: „Erinnern Sie sich noch des Schlagworts von den `Staatsamateuren` und daran, dass das NOK der BRD Beschwerdebriefe an das IOC schickte, die DDR verstoße gegen die Amateurregel?

BIRGITS FRAGEN

Birgit Fischer, die mit acht Gold- und vier Silbermedaillen erfolgreichste Olympionikin aller Zeiten, hat heute in einem ND-Leitartikel die Frage gestellt „Schwindet die olympische Idee?“ und ist im Grunde eine konkrete Antwort schuldig geblieben. Musste sie wohl auch, denn der Auftakt in London ließ kein „Ja“ zu. Beim Radrennen hatte man an den Absperrgittern Kilometer von Werbetransparenten gespannt. Bei einer Million Zuschauer und Milliarden an den Fernsehschirmen eine ideale Möglichkeit für Reklame, aber auf allen Transparenten stand „London 2012“! Birgit hatte geschrieben: „Bisweilen beschleicht mich das Gefühl, dass es heute nicht mehr um die Athleten und fairen

sportlichen Wettkampf geht, sondern um pure Schlagzeilen.“ Und der Trubel im Olympischen Dorf, von dem alle Athleten, die danach gefragt werden, schwärmen? Lebt da nicht doch die olympische Idee? Birgit: „Dabei wünschen sich die Sportler kein größenwahnsinniges Spektakel, sondern gut funktionierende Sportstätten, hervorragend ausgebildete Kampfrichter und faire Wettbewerbe. Doch wenn man heute ins Olympische Dorf von London möchte, glaubt man, einen Hochsicherheitstrakt der Armee betreten zu wollen.“ Und dann: „Die Spiele sind mittlerweile eine Plattform für politische Spielchen geworden.“

Ich finde, Birgit hat Recht, aber vielleicht nicht ganz. Dass die Engländer sogar aus Afghanistan zurückgeholte Soldaten zum Schutz des Olympischen Dorfes abkommandierten, finde ich richtig. Besser die Spiele schützen, als am Hindukusch Krieg führen! Also: Ich glaube, dass London sich viel Mühe gibt, die olympische Idee zu bewahren, auch wenn heute Fernsehunternehmen und Sponsoren das Kommando übernehmen wollen. Die Spiele haben gerade erst begonnen, aber mein erster Eindruck ist, dass das IOC noch immer das Heft in der Hand hat! Nicht zuletzt dank seines belgischen Präsidenten Rogge, der vor Jahren mal um olympische Medaillen segelte und nun das olympische Schiff mit sicherer Hand steuert.

Und noch mal Radrennen. 140 Kilometer hatten die Frauen zurückzulegen, den Box Hill zweimal erklettern und dazu Wolkenbrüche, die kein Ende nehmen wollten. Ich gestehe, selten ein so hartes Rennen gesehen zu haben. Vom Start weg wurde gerast, keine Bummeleinlage, keine Ausreißer, denen man hinter her rollt, sondern gnadenloses Tempo von der ersten Sekunde an. Ich sah die deutschen Frauen – Judith Arndt, Ina-Yoko Teutenberg, Trixi Worrack und Charlotte Becker - oft das Tempo an der Spitze bestimmen. Sie hatten sich schließlich viel vorgenommen, oft genug war die Rede von Gold gewesen...

Dann Ausreisserinnen, aber die kamen meist nur ein paar Sekunden davon und wurden von dem energischen Feld bald wieder eingefangen. Niemand schien ein Risiko eingehen zu wollen. Die Britin Emma Pooley war die erste, die entkam, blieb aber allein und hatte kaum Chancen. Nach 90 der 140 km fiel die Entscheidung, was wohl kaum eine der Frauen erahnte. Die Russin Olga Sabelinskaja stürmte los und ein Trio ihr hinterher: die Niederländerin Marianne Vos, die Britin Elizabeth Armitstead und die US-Amerikanerin Shelly Olds, die dann aber schon bald dem Tempo nicht mehr folgen konnte. Im Grunde blieb das Trio immer in Sichtweite des Hauptfelds, der Vorsprung pendelte zwischen 10 und 25 Sekunden, aber vor allem dank der Niederländerin wurde diese Distanz 47 (!) Kilometer lang behauptet und das gehört zu den Raritäten im Radsport. Am Ende war es eine halbe Minute, die das immer kleiner werdende Feld nicht wettmachen konnte. Die Niederländerin gewann verdient Gold, die Britin mit Silber die erste Medaille für den Gastgeber und Olga Sabelinskaja auch die erste für ihr Land. Und den Fernsehkommentatoren, die pausenlos beklagten, dass die Deutschen nicht gewannen, würde ich mal ins Poesiealbum schreiben: „Merke: Schon Coubertin hatte gesagt: Dabei sein ist alles!“

Montag, den 30. Juli 2012

Olympia in England. Da sollte man sich doch wohl für Fußball interessieren! Eine fast sichere Medaille für die Gastgeber, die zum ersten Mal seit den Spielen in Rom 1960 wieder mit von der Partie waren, weil sich über ein halbes Jahrhundert die Fußball-Verbände aus England, Schottland, Wales und Nordirland nicht hatten einigen können,

wie man eine Mannschaft Großbritanniens aufstellen könnte. So datierte das letzte britische Olympiaspiel vom 1. September 1960, als man gegen Taiwan 3:2 gewonnen hatte.

Nun also wieder dabei. Das Turnier begann noch bevor das olympische Feuer im Stadion war und Großbritannien – nach den olympischen Regeln nur mit drei Profistars – gegen Senegal mit einem mageren 1:1. 80.000 Zuschauer kamen ins Wembleystadion zum zweiten Gruppenspiel gegen die Vereinigten Arabischen Emirate und die Fans waren mit dem 3:1 halbwegs zufrieden. Als Gruppensieger traf man später auf Südkorea – und verlor im Elfmeterschießen!

Szenenwechsel, der am Fernseher nicht schwerfiel! Ich gestehe, das hatte ich noch nie einen Fernsehreporter sagen hören: „Wir wissen nichts über sie!“ Und dieses Geständnis galt einer Olympiasiegerin! In einer englischen Zeitung fanden wir wenigstens einiges über die 15-jährige Ruta Meilutyte aus Litauen, die die 100-Brust-Entscheidung gewonnen hatte. Nämlich: Nach dem Verlust seiner Frau, der Mutter seiner drei Kinder, entschied sich Saulius Meilutis mit seiner Familie aus Litauen nach England überzusiedeln. Den beiden Söhnen konnte er Studienplätze beschaffen, die Tochter schulte er in einem Gymnasium ein. Und das obwohl er als Krankenpfleger nicht sonderlich viel verdiente. Die Nachforschungen ergaben, dass der litauische Sportbund einiges dazugesteuert hatte, womit die Legende, dass sie aus dem „Nichts“ gekommen sei, halbwegs widerlegt war. Obendrein hatte der ahnungslose Fernsehreporter einige Quellen übersehen, denn sonst hätte er gewusst, dass sie nicht nur zu den besten Schwimmerinnen ihrer Schule gehörte, sondern schon als 14-jährige bei den Europäischen Jugendspielen in 1:07.8 min. gewonnen hatte. Nun schwamm sie 1:05.47 min. und wäre beinahe in ihren Tränen ertrunken, als man ihr mitteilte, dass sie Olympiasiegerin geworden war. Allerdings soll selbst ihr Trainer John Rudd, Direktor des Schulschwimmvereins in Plymouth, fassungslos gewesen sein. Dabei hatte er triftig Erklärungen: „Sie ist im letzten Jahr stark gewachsen und die physischen Veränderungen im Alter von 14 und 15 Jahren führen oft zu verblüffenden Leistungen.“

Dienstag, den 31. Juli 2012

Als die Vielseitigkeitsreiter das erste Gold für Deutschland holten, krähte ein Fernsehreporter, dass eigentlich die Königin vor Ort sein müsste und monierte, dass sie in dieser historischen Stunde nach Schottland in Urlaub gereist sei. Bei allem Respekt vor den Damen und Herren im Sattel – der Lärm um diese Medaille schien uns ein wenig zu lauthals. Dabei: Hut ab vor den Damen und Herren und Respekt vor ihrer und vor allem ihrer Pferde Leistung, aber muss das immer so begrüßt werden?

Wie erholsam waren da die Antworten des medaillenlos gebliebenen Schwimmers Helge Meuw, der nur Sechster im 100-m-Rückenschwimmen geworden war aber mit Sicherheit auch nicht so krakeelt hätte, wenn er Gold geholt hätte. Er war mit seinem sechsten Rang zufrieden. Sicher wäre er lieber mit Gold nach Hause gefahren, aber der Blondschof schien die Realitäten zu akzeptieren und der Stil, mit dem er seinen Platz kommentierte, imponierte mir. Also interessierten wir uns ein wenig mehr für ihn und schnell dämmerte mir, dass er ja in Magdeburg lebte, fast also mein Nachbar ist. Geboren in Wiesbaden, aber irgendwann nach Magdeburg gezogen. Wir fanden bald heraus, dass er wohl seiner Frau „hinterher“ gezogen war. Die heißt Antje Buschschulte, stammt aus Westberlin, zog mit ihren schwimmbegeisterten Eltern nach Travemünde eines Tages nach Hamburg und gehörte da schon zu den deutschen

Spitzenschwimmerinnen. In einem Interview mit der „Magdeburger Volksstimme“ beschrieb sie ihren Weg so: „Als mein schwedischer Trainer Glen Christiansen nach den Olympischen Spielen in Atlanta nicht mehr Trainer in Hamburg war, stand die nächste große Entscheidung meines Lebens an. Gehen oder bleiben? Ich wechselte im Herbst 1996 nach Magdeburg, wo ich das Sportgymnasium besuchte. Damals war es ungewöhnlich in den `Osten´ zu gehen, aber mir gefiel die Schule und das professionelle Umfeld. Noch nie hatte ich so viel trainiert, wie ich es in Magdeburg in den folgenden Jahren tun sollte. Es war nicht immer leicht, ich hatte im Ausdauerbereich eine Menge aufzuholen, aber ich konnte mich in der Spitze des internationalen Schwimmsportes etablieren. Mit meinem Ex-Trainer Bernd Henneberg war und bin ich jetzt auf einer anderen Ebene ein sehr gut eingespieltes Team. All die Zeit, die ich bei ihm trainiert habe, war er immer die Ruhe selbst, auch wenn ich meine Emotionen einmal nicht im Griff hatte. Er ist offen für alles Neue und ein sehr guter Strategie in der Trainingsplanung. Ohne ihn wäre ich nie 2003 Weltmeisterin über 100 m Rücken geworden und ich bin ihm sehr dankbar für alles, was er für mich getan hat.“

Und damit wären wir schon beim nächsten interessanten Thema. Trainer Henneberg. Der nämlich war immer in Magdeburg und damit in der DDR zu Hause und hatte – wie fast alle DDR-Trainer – viel Ärger nach 1990. In einer anderen Zeitung fanden wir Details (23. Juli 1992): „Eigentlich, sagt Bernd Henneberg, möchte er nicht mehr über die alten Zeiten reden. Er hat vor drei Jahren mal ein Interview gegeben, in dem es hieß: `Wir hatten einen Stempel auf der Stirn. Da kann man sich noch so viel Mühe geben, die Vergangenheit holt einen immer wieder ein. Ich kann das nicht mehr akzeptieren. Die Sache ist abgeschlossen. (...) Das war schlimm damals´, sagt Henneberg, `ganz schlimm.´ (...) Ein halbes Jahr nach den Vorfällen von Barcelona sprach Henneberg vor der Antidoping-Kommission des deutschen Sports über seine Tätigkeit als Schwimmtrainer in der DDR. `Ich habe nichts verdrängt´, sagt er. (...) Es vergingen noch ein paar Jahre und viele bittere Stunden, bis Henneberg seinen Strafbefehl wegen Dopings akzeptierte. Nach Zahlung einer Geldbuße wurden die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft eingestellt. `Nun´, sagt Henneberg, `will ich auch mal meine Ruhe haben.´ Er braucht diese Ruhe. Henneberg ist ein nüchterner, friedlicher Mensch. (...) `Unsere Erfolge hatten ja lange immer diesen Touch des Dopingvorwurfs und, na ja, der Stasi´, sagt Bernd Henneberg. `Das ist ja nun aus der Welt, zumindest offiziell.´ (...). Antje Buschschulte kam 1996 als Abiturientin aus Lübeck nach Magdeburg. Sie war eine der ersten Westsportlerinnen, die in den Osten wechselte. Vier Jahre später verschwand sie, ging über Halle nach Wuppertal, und Henneberg hat den Fortgang akzeptiert. Sie hat zwischendurch immer mal Rat geholt in Magdeburg. Henneberg half wo er konnte (...) Und Antje Buschschulte, die Weltmeisterin, formuliert in einem ganz schlichten Satz ihre Freude: `Herr Henneberg ist ein sehr, sehr lieber Mensch.´“

So sind also, Antje Buschschulte und ihr Mann Helge Meeuw, meine Nachbarn geworden und als sich die beiden nach Helges sechstem Platz vor den Fernsehkameras Küsse zuwarfen, hätte ich ihnen zurufen mögen: „So sind wir Magdeburger!“ Helge hatte für Olympia – und damit den sechsten Platz – sein Medizinstudium unterbrochen und es kann durchaus passieren, dass ich eines Tages von Antje einen Amtsbrief bekomme, denn die ist jetzt die Bürovorsteherin in der hiesigen Staatskanzlei! Wohl nicht um Karriere zu machen, sondern eben so. Denn vor allem will sie ihre Promotion als Neuro-Biologin abliefern. Hätte ich vielleicht alles nicht erfahren, wenn Helge nicht bei Olympia gestartet wäre. Genauer: Zum dritten Mal gestartet!

Und noch eine ganz wichtige Mitteilung: Als ich bei der Eröffnungsfeier hunderte Kinder in Betten toben sah, zerbrach ich mir den Kopf, welches Krankenhaus da wohl ausgeräumt worden war. Und erfuhr nun, dass die Betten neu angeschafft worden waren und nun nach Tunesien verladen werden, wo man sie dringend benötigt. Und einmal mehr waren es Freiwillige, die sie verladen, nachdem aller bunter Flitter entfernt worden war. Das erschien uns olympisch!

Weniger dagegen der Olympia-Leitartikel der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, der gegen die Chinesen und ihre vielen Medaillen Amok lief. Als der Autor Anno Hecker den Agitationsgipfel erklommen hatte, schrieb er den Satz: „Chinas Sportsystem ist die XXL-Version der DDR!“ Nur zur Erinnerung: 1988 nahm die DDR das letzte Mal an Olympischen Spielen teil, das sind 24 Jahre oder nach olympischer Zeitrechnung sechs Olympiaden her! Aber als Gespenst taugt die DDR eben immer noch!

Mittwoch, den 1. August 2012

Der sechste Olympiatag begann und das Lieblings-Thema war einmal mehr auf der Tagesordnung: Doping. Klaus signalisierte mir, was „Focus“ und „Spiegel“ verkündet hatten: „In London schwimmt ein 16-jähriges chinesisches Mädchen allen davon. Die Welt staunt und munkelt: ein Phänomen oder perfektes Doping? Wäre Gen-Manipulation im Spiel, könnten es die Fahnder nicht entdecken. Das Thema Doping steht immer im Raum – auch bei den Goldmedaillen der Chinesin Ye Shiwen. Unter Anti-Doping-Experten hat sich Ernüchterung breit gemacht: Wenn die Fahnder nichts entdecken, heißt das möglicherweise nur, dass ein Doper geschickt vorgegangen ist. Und dass seine Methode illegaler Leistungssteigerung den Tests der Dopingfahnder wieder einen Schritt voraus ist.“

Ich schaltete zum Rudern. Bei den Halbfinals der Zweier ohne zogen die Neuseeländer einen halben Kilometer vor den anderen ihre Bahn, aber niemand faselte von Doping. Sie sind die Weltstars in dieser Bootsklasse und wurden auf den Zieltribünen gebührend gefeiert. Die Chinesin aber – ich erinnere an das FAZ-Zitat von gestern – holte Gold und schon begannen die Spekulationen. Und weil das Mädchen alle Dopingkontrollen ohne positiven Befund überstanden hatte, wurde Gen-Doping ins Spiel gebracht. Das Neueste vom Neuen! Niemand weiß, worum es sich dabei dreht, aber dem Leser wird eine Partie Gänsehaut geliefert und erzählt die junge Frau sei wegen ihrer großen Hände schon im Kindergarten aufgefallen und ins nächste Sportzentrum delegiert worden.

Und dann lieferte das alles wissende „Forum“ sogar noch Details: „Der Körper soll dadurch zum Beispiel die leistungsfördernden Hormone selbst herstellen, die er bisher von außen bekommt, und die moderne Dopingtests als fremde Substanzen erkennen. Die Veränderung des Erbguts ist zwar aufwendig und riskant, aber kaum nachzuweisen. (...) Im Labor kamen so bereits Bodybuilder-Mäuse zustande oder solche, die ohne zu ermüden durchs Laufrad rasen. Niemand weiß, ob die Grenze zwischen Tierversuch und menschlichem Experiment irgendwo auf der Welt bereits überschritten wurde. Der Athlet wäre das reinste Versuchskaninchen.“ Und natürlich meldet sich auch ein bundesdeutscher Doping-Experte, der Mann heißt Wilhelm Schänzer und arbeitet im Institut für Biochemie der Sporthochschule Köln zu Wort und fabuliert: „Hier liegt noch so viel im Dunklen. Ich sehe es daher als ein wichtiges, aber noch kein aktuelles Problem. Trotzdem müssen wir jetzt die Grundlagen schaffen, um auf mögliche Entwicklungen vorbereitet zu sein.“

Natürlich waren die Chinesen stinksauer. Der „Spiegel“ schrieb: „China wehrt sich gegen Kritik an seinen Olympia-Medaillen. Es sei unfair, mit dem Finger auf chinesische Schwimmer zu zeigen, sobald sie Medaillen bei internationalen Wettkämpfen gewinnen, sagte Jiang Zhixue, Leiter der nationalen Anti-Doping-Behörde, der Nachrichtenagentur Xinhua. Diese Leistung, die er selbst als ‚Durchbruch‘ feiert, ist ‚das Ergebnis wissenschaftlichen Trainings und harter Arbeit‘. Er verbat sich Kritik aus den USA: ‚Wir haben Michael Phelps nie in Frage gestellt, als er in Peking acht Goldmedaillen gewann.‘ Jiang verwies darauf, dass chinesische Sportler seit ihrer Ankunft in London insgesamt 100 Dopingproben abgegeben hätten. ‚Andere wurden außerdem von den internationalen Sportverbänden und der britischen Anti-Doping-Agentur getestet. Bis jetzt gab es keinen einzigen positiven Fall.‘ China verweist auf 15.000 Dopingtests pro Jahr.“

Meine Meinung: Die könnten 150.000 Proben abgeben und würden dennoch verdächtigt! Das Motiv ist – sagen wir es getrost so deutlich – blanker Antikommunismus! Das war auch so, als die DDR noch existierte, und damit uns niemand vorwirft, wir würden übertreiben, erinnern wir an die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ und ihre „XXL“-Variante! Wenn ihnen gar nichts mehr einfällt, haben sie immer noch die DDR bei der Hand!

JUDITH AUS DEM RADLERLAND

Radrennen standen heute wieder auf dem Programm, also Sport und Spannung. Das Einzelzeitfahren, von dem ich immer sage, dass es härter ist, als jedes normale Rennen, weil man sich dort immer mal irgendwann „ausruhen“ kann.

Klaus faxte mir eine treffende Schlagzeile einer Potsdamer Zeitung, die ich – als Zuschauer in London – dort sicher nicht am Kiosk gefunden hätte: BRANDENBURG BLEIBT RADLERLAND. Tatsächlich hätte Brandenburg hier jede Länderwertung gewonnen. Das Blatt schrieb: „Zwei gebürtige Brandenburger haben die Ehre der deutschen Straßenradfahrer bei den Olympischen Spielen in London gerettet. Tony Martin, der aus Cottbus stammt, und Judith Arndt, die in Gräbendorf bei Bestensee (Dahme-Spreewald) aufgewachsen ist, holten gestern bei den Entscheidungen im Zeitfahren jeweils Silber.“

Wenn ich Judith Arndt das nächste Mal treffe, werde ich sie fragen, ob sie nicht doch in Königswusterhausen geboren wurde. Davon war ich bis jetzt überzeugt und trenne mich auch nicht gern von dieser Feststellung, denn Königswusterhausen war auch die Heimatstadt meines unvergessenen Gefährten unendlich vieler harter Rennen, Paul Dinter. Gehört vielleicht nicht hierher, aber in meinem Alter kommen einem die Freunde oft in den Sinn, auch wenn sie schon der grüne Rasen deckt!

Judith holte sich ihre zweite olympische Silbermedaille und hätte auch Gold gewinnen können, wenn nicht auch die US-Amerikanerin Kristin Armstrong in diesem Rennen gestartet wäre. Die war an diesem Tag unschlagbar. Beifall für Judith, die zu Hause sicher Mühe hat, all ihre Pokale unterzubringen, aber für diese Medaille findet sie bestimmt noch einen passenden Platz. Bei den Männern gewann der Brite Bradley Wiggins die erste Goldmedaille für seine Heimat. Es war seine vierte – davon drei auf der Bahn gewonnen – und da er früher auch noch einmal Silber und zweimal Bronze erobert hatte, ist er nun fast der erfolgreichste britische Olympionike aller Zeiten.

Ich zitiere noch mal die Potsdamer Zeitung: „Der Kampf gegen den Schmerz hat sich für Zeitfahr-Weltmeister Martin gelohnt, der seit dem Bruch des Kahnbeins in der linken

Hand bei der Tour de France stark beeinträchtigt war. Der 27-jährige Wahlschweizer im Ziel: „Das ist echt eine geile Story, die heute zum Glück gut ausgegangen ist. Yeah!!!“. Aus der Dopingkontrolle meldete er sich über Facebook: „Die Medaille umgehängt zu bekommen, ist ein tolles Gefühl nach der ganzen Vorgeschichte. Deshalb ist Silber wie eine Goldmedaille zu werten. Ich bin einfach nur glücklich“, jubelte Martin.

Und selbst der ranghöchste Mann der Olympiamannschaft Thomas Bach kommentierte diesen Erfolg: „Ich bin jetzt noch ganz sprachlos. Das ist eine Leistung, vor der man nur den Hut ziehen kann.“ Der zweite deutsche Starter, Ex-Weltmeister Bert Grabsch, wurde Achter. Zu erwähnen noch: Wieder säumten Hunderttausende die Strecke!

Weil uns in diesem Bericht auch Thomas Bach über den Weg gelaufen war, erschien uns eine klärende Passage unumgänglich. Bach hatte für London auch ein Buch über die deutsche Olympiamannschaft herausgegeben, finanziert natürlich von Sponsoren und das hatten wir interessiert zur Kenntnis genommen, aufmerksam und dann erstaunt und danach sogar empört.

DAS BACHSCHE „RECHENBUCH“

Das Heft gab nicht nur Auskunft über die in London Startenden, sondern über alle „deutschen Olympiamannschaften“ der Vergangenheit. Aber wie! Es gab seit 1896 nur eine „deutsche Olympiamannschaft“. Die DDR wurde schlicht unterschlagen, existierte für den IOC-Vize einfach nicht! Das trieb die Autoren zu den tollsten Salti.

Bach selbst gehörte 1976 zur Olympiamannschaft der BRD. Sollte er tatsächlich vergessen haben, dass er im Olympischen Dorf in Montreal auch manchmal mit DDR-Aktiven in der Schlange der Speisesaal-Schalter stand?

Doch da war nicht nur „Vergesslichkeit.“ Noch skandalöser erschienen uns seine mathematischen Mannschafts-Medaillenvarianten. 1968 zum Beispiel hatte die DDR neun Goldmedaillen errungen, die BRD fünf. In Bachs Statistik – gedruckt 2012 - erschien „Deutschland“ in der Rubrik des Jahres 1968 mit 14 Goldmedaillen. Acht Jahre später in Montreal hatten die DDR-Aktiven 40 Goldmedaillen errungen und die BRD 10. Die Bach-Statistik präsentierte 50 Goldmedaillen für „Deutschland“ und da die UdSSR damals „nur“ 49 Goldmedaillen errungen hatte, musste nach Bach „Deutschland“ der absolute Sieger von Montreal gewesen sein!

In Seoul 1988 hätten „die Deutschen“ danach 48 Goldmedaillen errungen – die USA nur „dürftige“ 36 und Großbritannien gar nur 5. Dass diese Ziffern nach der „Einheit“ im Sturzflug nach unten gingen - 2000 hatte sich „Deutschland“ mit 13 mal Gold begnügen müssen – erklärte Bach natürlich niemandem.

In einer einzigen Spalte hatten die Bach-Mathematiker keinen Ausweg gefunden und die in die Ewigkeit verbannte DDR erwähnen müssen: Bei den Fahnenträgern. Schließlich musste man den Lesern erklären, wie es dazu gekommen war, dass von 1968 bis 1988 jeweils zwei „Deutsche“ die Fahne ins Stadion getragen hatten. Also raffte man sich bei den DDR-Fahnenträgern zu einer Fußnote auf. Hinter den Namen Karin Balzer, Manfred Wolke, Hans Reimann und Ulf Timmermann erschien ein Stern und der wurde am Ende der Seite mit dem Hinweis dem Leser so erklärt: „Starten für die DDR“. Die gab es also doch! Und nach dieser Variante waren es faktisch nur die vier Fahnenträger, die je für die DDR gestartet waren.

Bei den Medaillengewinnern hatte man keine Hemmungen, die Fälschungen fortzusetzen. Zum Beispiel: Unter der Titelzeile „Deutscher Amateur-Boxverband“

erschien auch Wolfgang Behrendt mit seinem Sieg 1956, obwohl er nie für den DABV gestartet war, sondern immer für den „Deutschen Boxverband“ (DBV) und das war der DDR-Verband, der zum Beispiel mit Karl-Heinz Wehr über Jahre den Generalsekretär des Weltboxverbandes AIBA stellte.

Thomas Bach wird oft als aussichtsreicher Kandidat für die Funktion des IOC-Präsidenten genannt. Vielleicht sollte er vorher doch noch einen Lehrgang in deutscher Sportgeschichte absolvieren!

Und wenn er einmal dabei sein sollte, könnte er auch noch einen Mathematikkurs belegen, damit er künftig Auskunft geben kann, dass die Bundesrepublik während ihrer olympischen Existenz von 1952 bis 2008 insgesamt 659 Medaillen erkämpfte und die DDR von 1956 bis 1988 auf 570 kam! Das hätte man auch in der Mannschaftsbroschüre wenigstens erwähnen können, aber wer sollte auf diese riskante Idee kommen?

Donnerstag, den 2. August 2012

Nun noch ein Geständnis: Als die Entscheidung im Achterrudern fiel, habe ich mich zwar über den bundesdeutschen Sieg gefreut, aber heimlich auch den Briten die Daumen gedrückt. Damit niemand aus diesem Geständnis schließt, mir fehle es an Sympathie für die deutschen Sportler bei Olympia 2012, muss ich dem Geständnis noch eine Erklärung hinzufügen.

Wie mancher weiß, war ich lange Mitglied des Magdeburger DTSB-Bezirksvorstands und wenn sich auch die Aktiven der verschiedenen Sportarten in der Elbestadt nicht jeden Tag trafen, begegnete man sich natürlich öfter. Und auch als ich meine Laufbahn beendet hatte, traf ich oft noch den und jenen und natürlich auch Trainer. Und unter denen auch Jürgen Grobler, der schon 1970 Ruder-Cheftrainer in Magdeburg geworden war. Ich könnte eine lange Liste von Aktiven präsentieren, die er auf dem Weg zu olympischen Medaillen begleitet hatte. 1991 feuerten ihn die neuen deutschen Sportchefs, aber er stand nie in einer Schlange der Arbeitslosen, denn der britische Ruderverband engagierte ihn augenblicklich, und zwar nicht als Bootswart, sondern als Cheftrainer. Und auch seine neuen Schützlinge gewannen bei allen Olympischen Spielen allerlei Medaillen. Einer den er auch betreute, war der legendäre Steve Redgrave, der am Eröffnungsabend der Spiele das Feuer von David Beckham übernommen und ins Stadion getragen hatte. Grobler ist nach wie vor Cheftrainer, hatte aber mit seinem so erfolgreichen Achter Pech, als sich nacheinander zwei Schlagleute verletzten. Kurzum: Er betreute den britischen Achter, war schließlich lange Jahre mein Magdeburger Kumpel – da drückte ich ihm eben mindestens einen meiner Daumen. Und ich mache kein Hehl daraus, dass ich es auch bei den nächsten Entscheidungen tun werde, die auf der Ruderregatta-Strecke fallen. Übrigens: Er wohnt nicht nur in Henley, Englands berühmtestem Ruderort, sondern ist dort auch Ehrenbürger und wenn ich all die Auszeichnungen aufzählen würde, die die Briten dem Ex-Magdeburger – und Ex-DDR-Bürger - verliehen haben, brauchte ich einige Zeilen. Es könnte sein, dass er demnächst wieder eine erhält, denn das Ruder-Duell mit den Deutschen ging eindeutig an die Briten: viermal Gold, zweimal Silber, dreimal Bronze zu zweimal Gold und einmal Silber!

Diese Bilanz ergab sich aber erst Tage später. Wir aber mussten die entsprechenden Fernsehkanäle einschalten. Zum Beispiel den, der aus der Radsporthalle übertrug.

GLÜCK HAUFENWEISE

Ohne die imponierende Leistung der beiden Sprinterinnen Miriam Welte und Kristina Vogel auch nur im geringsten mindern zu wollen, gestehe ich: Soviel Glück wie die hatte ich nie! Aber Glück gehört zum Sport und das hatten die beiden auch verdient! Erst wurden die britischen Radsprinterinnen wegen eines Wechselfehlers disqualifiziert und die im Grunde schon aus dem Rennen um die Goldmedaille ausgeschiedenen Miriam und Kristina kehrten auf die Bahn zurück, schoben ihre Räder noch einmal in die Startmaschinen und schwangen sich gegen die Chinesinnen in die Sättel. Es gab ihnen kaum jemand eine Chance gegen dieses Duo und sie verloren denn auch, freuten sich aber wie die Schneeköniginnen über Silber, als plötzlich jemand in ihre Boxe kam und ihnen mitteilte, dass sie nicht Silber sondern Gold erhalten würden – auch den Chinesinnen war ein Wechselfehler unterlaufen! "Soviel Glück auf unserer Seite - komisch" war alles, was sie da zu sagen wussten.

In der überfüllten Halle standen sie logischerweise bei allem Charme im Schatten eines Mannes, der wie Wrigley britische Radsportgeschichte geschrieben hatte. Wie populär dieser Chris Hoy schon vor jenem Abend war, verrät allein die Tatsache, dass die britische Mannschaft vor der Eröffnung eine Abstimmung durchgeführt hatte, wer die Fahne ins Stadion tragen soll. 542 Mitglieder hat die Mannschaft und 542 stimmten für Chris Hoy, dem Schotten, der nun an jenem Abend mit seiner fünften Goldmedaille einen Schwimmer übertraf, der es 1908 auf vier Goldene gebracht hatte. Chris Hoy hat an der Universität Glasgow Sportwissenschaften studiert und wurde zweimal mit einer Ehrendoktorwürde ausgezeichnet. Am 1. Januar 2009 war er von der Königin zum Ritter geschlagen worden, was ihm seitdem erlaubt, den Titel eines „Sir“ zu tragen. Dass der an jenem Abend im Mittelpunkt stand, wird jeder verstehen.

WAS SICH BEI DEN BOXERN TAT

Dann erreichte uns die Nachricht, dass bei den Boxern die Fetzen geflogen waren. Die Chefs der AIBA (Internationaler Boxverband) hatten den Technischen Offiziellen Aghajan Abijew aus Aserbaidschan gefeuert und nach Hause geschickt. Niemand erfuhr genau das Motiv dieser Entscheidung, aber Karl-Heinz Wehr, früher, wie schon erwähnt, Spitzenfunktionär der AIBA, konnte uns Auskunft geben, weil ihm Abijew kein Unbekannter war und er sich gut daran erinnern konnte, dass der Mann schon 1992 bei den Junioren-Weltmeisterschaften als Kampfrichter eine nicht allzu positive Rolle gespielt hatte. Man hatte damals beschlossen, ihn für alle Zeiten von der Liste der Kampfrichter zu streichen, aber daraus wurde nichts, weil Abijew einen „Ausweg“ fand. Der Mann ist Professor an der Universität in Baku und als der AIBA-Präsident Chowdry das nächste Mal nach Baku kam, erhielt er dort die Ehrendoktorwürde und da Abijew die auch schon dem IOC-Präsidenten Samaranch hatte zukommen lassen, dachte niemand mehr daran, ihn davonzujagen. Gegen einen deutschen Ringrichter wurde in London eine „Pause“ von fünf Tagen verhängt, aber um all die Hintergründe aufzuklären, brauchte man wohl Monate und ein paar routinierte Staatsanwälte. Es ist sicher auch kein Irrtum, wenn man vermutet, dass der Profiboxsport hier seine Finger im Spiel hat, denn der kann schließlich nur existieren – und vor allem kassieren -, wenn er Nachwuchs aus dem Amateurlager engagieren kann. Reizvoll war nur, dass der deutsche Ringrichter eine Entscheidung getroffen hatte, die einem Kubaner den Sieg

bescherte. Aber niemand warf ihm vor, dass ihn Sympathie für Kuba dazu bewegen hatte. Das hätte so gar nicht ins Bild gepasst.

DER NEO-NAZISKANDAL

Unser nächstes Thema hat eigentlich unter den olympischen Ringen verdammt wenig zu suchen. Die bundesdeutsche Mannschaft sorgte für Aufsehen, als sie nächstens eine Ruderin nach Hause schickte. Von der 23-jährigen Nadja Drygalla war bekannt geworden, dass sie mit einem Rostocker Neonazi – vielleicht auch Ex-Neonazi – liiert gewesen war. Um das klarzustellen: Wir kämen nie auf die Idee, ihr diese Liaison an sich vorzuwerfen, dieweil es ihre Privatangelegenheit ist und bleibt.

Zu monieren aber ist, wie die Sportobrigkeit und sogar die Bundesregierung mit dieser Affäre umging. Und wenn das „ND“ die Frage aufwarf: „Wen geht es eigentlich etwas an, mit wem eine deutsche Olympiastarterin das Bett teilt?“ und vermutet: „Will die Öffentlichkeit hier nicht ein bisschen zu viel wissen über das Privatleben einer Sportlerin“ könnte man verunsichert werden.

So einfach – meinen wir – lässt sich dieses Problem nicht abhandeln.

Nehmen wir mal an, Nadja wäre mit ihrem Achter nicht im Hoffnungslauf ausgeschieden, sondern hätte eine Medaille errungen – wie hätte IOC-Vizepräsident Thomas Bach – immerhin der Mannschaftschef – in diesem Fall reagiert? Man kann sich das nicht ausmalen, wenn man bedenkt, dass die Entscheidung, Nadja den Auszug aus dem Olympischen Dorf zu „empfehlen“ erst zwei Nächte nach ihrem medaillenlosen Ausscheiden fiel. Wer sehr zynisch denkt, könnte unterstellen, dass sie im Dorf ihr Bett hatte, solange man hoffen konnte, dass sie eine Medaille holt...!

Als plötzlich alle wilden Eifer zeigten, die „Wahrheit“ aufzudecken, schoben die beteiligten Instanzen den Schwarzen Peter schneller weiter, als eine Runde Pokerspieler.

Der Sachverhalt: Nadjas Lebensgefährte genießt den Ruf eines Neonazis und nun taten alle so, als hätte man das durch puren Zufall – oder am Biertisch - in London erst erfahren. Festzustellen ist leidenschaftslos: Ihr Freund Michael Fischer – von dem es auch ein dieser Tage in London aufgenommenes Bild gibt – war keine Gelegenheitsbekanntschaft und im Ruderverband kein Unbekannter.

Der einen soliden Journalistenruf genießende Jens Weinreich hatte sich in der „Berliner Zeitung“ (4.8.2012) ausgiebig mit der Affäre beschäftigt und auch andere Quellen steuerten interessante Fakten bei.

So ergab sich: Michael Fischer war selbst einmal Ruderer. Und zwar keiner aus der Kreisklasse. Im August 2006 hatte er sich gemeinsam mit Nadja für die Junioren-WM in Amsterdam qualifiziert. Die Drygalla wurde mit dem Achter Dritte – Fischer gewann mit seinem Achter die Silbermedaille. Unmittelbar danach hatte ihn sein Heimatverein wegen seiner Aktivitäten für die Rechten vor die Alternative gestellt: Sport oder Rechtsextremismus. Dem Vereinsvorstand sollte man für diese Konsequenz noch nachträglich eine Auszeichnung überreichen! Er hatte – anders als jene linke Zeitung oder der IOC-Vizepräsident und die Minister – durchaus Wert darauf gelegt, zu wissen, wer mit wem in welchen Kreisen verkehrt.

Und Fischer standen die Rechten näher als das Rudern – bis auf Nadja - und so stieg er aus allen Booten und begann in Rostock ein Studium. Doch beließ er es nicht bei dem Besuch der Vorlesungen, sondern engagierte sich in der Organisation „Nationale Sozialisten Rostock“ (NSR), eine der 16 rechtsextremen Kameradschaften, die der

Verfassungsschutz Mecklenburg-Vorpommerns in seinem Jahresbericht 2010 notiert hatte. Vermerkt worden war auch, dass dieser NSR „maßgeblich“ die Aktivitäten der Neonazi-Szene präge und sich zum Kreis der „autonome Nationalisten“ zähle. Die Texte auf der Internet-Seite der NSR ließen auf eine „verfestigte neonazistische Ausrichtung der Mitglieder“ schließen.

Wann immer Nadja Drygalla ihm das erste Mal begegnete oder die Liaison einging - Fischer war für seine Haltung so bekannt, dass ihr das nicht entgangen sein kann. Und wenn er ihr das verschwiegen haben sollte, muss es ihr spätestens 2011 bekannt geworden sein, denn da kandidierte Fischer bei der Landtagswahl in Mecklenburg-Vorpommern für die NPD. (Ganz zu schweigen davon, dass es dem Vereinsvorstand auch nicht entgangen war!)

Nach Einschätzung der Regionalzentren für Demokratie und Toleranz umfassen die NSR einen harten Kern von 20 bis 50 Mitgliedern und fungieren mit ihrem aggressiven Auftreten als Vorbild für andere Kameradschaften im Land. Unter anderem hätten sie im Februar versucht, eine Gedenkveranstaltung für das Rostocker NSU-Mordopfer zu stören.

Zurück zu Nadja. Sie hatte 2008 ihre Ausbildung zur Polizistin fortgesetzt, gehörte zur Sportfördergruppe der Landespolizei Mecklenburg-Vorpommern und trainierte im Olympischen Ruderclub Rostock.

Und dann – aus heutiger Sicht urplötzlich – quittierte sie ihren Dienst bei der Polizei. Und das vier Monate vor Abschluss der Ausbildung! SPIEGEL ONLINE ließ wissen, dass man über die Hintergründe höheren Orts im Bilde war: „Nach Informationen wusste das Schweriner Innenministerium seit dem Frühjahr 2011, dass Drygalla mit Michael Fischer liiert sein soll. Innenminister Caffier spricht etwas verklausuliert von Personen in ihrem Bekanntenkreis, die der `offen agierenden rechtsextremistischen Szene zugehörig sind´. Fischer, von Freunden `Fischling´ genannt, intensivierte 2011 seine Aktivitäten: Er meldete Demonstrationen an, lud bekannte Neonazis zu Vorträgen ein. Man soll auf Drygalla eingewirkt haben, zum 30. September einen Antrag auf Entlassung zu stellen.“

Caffier könnte also um die angeblichen Kontakte gewusst haben, als er Drygalla und die anderen Sportler aus Mecklenburg-Vorpommern verabschiedete.“

Gemeint war der festliche Abschied der Landesregierung zu den Spielen nach London. Nachdem das Boot, in dem Nadja saß ausgeschieden war, erfuhr man nächstens, es habe ein Gespräch des Chefs de Mission mit ihr stattgefunden. Aus der Verlautbarung: „An dem Gespräch mit Vesper nahm auch Mario Woldt teil, Sportdirektor des Deutschen Ruderverbandes (DRV).“ Dann war das olympische Abenteuer für Nadja Drygalla beendet. Kurz vor Mitternacht verschickte der DOSB eine nüchterne und knappe Pressemitteilung, die darüber informierte, dass Nadja Drygalla das Olympische Dorf verlassen habe.

Weinreich dazu: „Der DRV behauptet nun, erst am Donnerstag `Erkenntnisse zum privaten Umfeld´ von Nadja Drygalla erhalten zu haben. Und das, obwohl der Neonazi Fischer in der Junioren-Nationalmannschaft ruderte? Was weiß ein Verband, der seine Sportler in wochenlangen Trainingslagern vorbereitet und über tausende leistungsdiagnostische Daten der Athleten verfügt, wirklich über die Menschen, die er für Olympische Spiele auswählt? Warum hat Drygalla im vergangenen Jahr, nachdem in Onlinemedien erstmals über die Verbindung berichtet wurde, die Polizeischule Güstrow verlassen? Das Bundesinnenministerium, Hauptsponsor des olympischen Spitzensports, teilte auf Medienanfrage mit: `Seit dem 30. September 2011 ist Frau Drygalla nicht mehr Polizeianwärterin.´ DOSB-Generaldirektor Vesper sagt, er glaube, `dass es

vor einigen Monaten im Ruderverband ein Gespräch mit Drygalla gegeben habe. Verantwortliche des DRV waren zur selben Zeit in Eton eingebunden, beim zweiten Finaltag der Ruderer. Vesper sagte, er wolle nicht über den DRV richten – und nicht über Drygalla. `Wir reden über eine 23-jährige junge Frau. Ich habe mit ihr intensiv über ihre Entwicklung und ihre Haltungen gesprochen.´“

In der bald darauf stattgefundenen Pressekonferenz stellte ein NDR-Reporter nach Vespers Versicherung, die Drygalla habe ihm versichert, das Grundgesetz zu respektieren, die Frage: „Wie kann jemand auf den Olympischen Werten, und auf den Werten des Grundgesetzes stehen, wenn er mit einem Rechtsradikalen das Leben teilt?“

Niemand wusste eine Antwort.

Wie auch so viele andere Fragen unbeantwortet blieben und an die unbegreiflichen Vorgänge rund um die Neonazi-Morde erinnerten. Ein Innenminister lässt einer Polizistin empfehlen, die Uniform auszuziehen, weil ihr Freund eine üble Rolle bei den Neonazis spielt und niemand stellt die Frage, ob sie dennoch geeignet sei, Deutschland bei Olympia zu vertreten? Kann man sich vielleicht daran erinnern, wie viel Aktive und Trainer von Olympia ausgeschlossen worden waren, weil von niemandem bestätigte sogenannte „Stasi-Akten“ gegen sie ins Feld geführt worden waren? Und das von Herren, die jetzt Nadja Drygalla über Nacht nach Hause schickten und versicherten, sie stünde auf dem Boden des Grundgesetzes.

Und dann trat Thomas Bach auf und wandte sich an die Berichterstatter in London mit einer, wie er sagte, persönlichen Bitte. „Treffen Sie die Unterscheidung zwischen diesem Einzelfall und unserer Olympiamannschaft“, sagte der DOSB-Präsident. „Es hat keiner aus der Olympiamannschaft verdient, in diese Sache hineingezogen zu werden. Das hat mit unserer Mannschaft, die sich klar zu unserem Motto 'Wir für Deutschland' bekennt, nichts zu tun.“ Er bitte, dies zu respektieren, schloss Bach.

Eine ungewöhnliche Bitte und wieder kam uns der Spektakel um die DDR-Sportler, die von Olympischen Spielen ausgeschlossen worden waren, in den Sinn. Hatte Bach je für einen von ihnen diese Bitte geäußert? Eine so berechtigte Frage, weil bei jenen Athleten irgendwelche anonymen Papiere auf dem Tisch gelegen hatten und keine Bindungen zu Neonazis, die für einen Landtag kandidiert hatten!

Ungefragt meldete sich als nächster der Bundesverteidigungsminister Thomas de Maizière zu Wort und kündigte an, man wolle „im Herbst weitersehen“, ob sie vielleicht in die Sportfördergruppe der Bundeswehr aufgenommen werden könnte. Wie sagt der Engländer? „No comment!“

Glauben Sie uns, wir hätten viel lieber nur über die Spiele geschrieben – über die US-amerikanische Tennisspielerin Williams, die im heiligen Wimbledon aus Freude über ihre Goldmedaille einen Jubeltanz aufführte oder über die Judoka Wojdan Sharkani aus Saudi-Arabien, der nach einer Sonderentscheidung des IOC gestattet worden war, mit Kopftuch anzutreten – aber nicht zuletzt die deutsche Mannschaft bescherte Skandale, die man nicht mit einer Randnotiz abtun kann.

Freitag, den 3. August 2012

Da wäre noch eine, die auf das Konto der Deutschen ging. Auf den ersten Blick könnte man glauben, es handele sich um eine Lappalie, einen Streit unter Bürokraten, aber dann stellte sich heraus, dass es keine Lappalie war. Wir hatten schon über die Prämien geschrieben, die in den verschiedenen Ländern gezahlt werden, aber dann

fand jemand heraus, dass das in der BRD mit deutscher Gründlichkeit gehandhabt worden war und obendrein verheimlicht werden sollte. Ein Journalist hatte herausgefunden, dass die Bundesregierung mit der Sportführung einen Kontrakt vereinbart hatte, in dem bis zum Komma steht, zu wie viel Medaillen sich die Sportverbände verpflichtet haben und mit wie viel Geld sie rechnen können, wenn sie diese Medaillen mit nach Hause bringen. Der Journalist hatte darauf bestanden, diesen Kontrakt einsehen zu dürfen, was man strikt ablehnte. Was tut man in solchen Situationen? Man geht vor Gericht. Und dieses Gericht entschied zugunsten des Journalisten.

Und da wir nicht in London waren und auf einen Bus warteten, ließen wir uns auch in diesem Fall von Jens Weinreich den nötigen Kontakt vermitteln, und wenn er uns dafür eine Rechnung schicken sollte, hoffen wir auf Gnade. Das sind Auszüge aus der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung*, die den Prozess geführt hatte. „Wir haben vor Gericht gegen das Bundesinnenministerium gewonnen. Gestern hat das Verwaltungsgericht Berlin beschlossen: Das Ministerium muss uns die Medaillenvorgaben aller Sportverbände offenlegen. Wir hatten das Ministerium am 6. Juli verklagt, weil es uns diese Infos gemeinsam mit dem Deutschen Olympischen Sportbund seit mehr als einem Jahr verweigert.“ (Autoren: Niklas Schenck und Daniel Drepper)

„Gold im Reiten und Rudern, Silber im Kanu, Fechten oder Turnen – all diese Medaillen werden aus Steuergeld bezahlt. Mehr als 130 Millionen Euro gibt das Bundesinnenministerium (BMI) jedes Jahr in den Spitzensport. Ein Teil des Geldes, mehr als zehn Millionen Euro, wird über Zielvereinbarungen vergeben. Diese Vereinbarungen haben die Verbände schon 2008 mit dem Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) geschlossen. Dort ist genau festgelegt, wie viele Medaillen die Verbände bei den Olympischen Spielen in London gewinnen müssen. Verpassen Sie die Ziele, kann das dazu führen, dass Gelder gestrichen, Trainer entlassen werden.

Von der Medaillenzahl ist zum Teil abhängig, was und wie viel der Staat finanziert. Trotzdem verhindern DOSB und BMI seit Jahren, dass die vereinbarten Ziele öffentlich werden. Selbst die Mitglieder des Bundestags-Sportausschusses haben in die Ziele keinen Einblick. Kritiker bezeichnen diese Art der intransparenten, medaillenfixierten Förderung als Planwirtschaft, als Relikt aus dem Kalten Krieg.“

Da traten wir auf die Bremse. Woher wussten die Herren, dass – es konnte ja nur die DDR gemeint sein – dort je dieser Stil von „Planwirtschaft“ im Hinblick auf Olympiamedaillen galt?

Nach diesem Hieb gegen links – vielleicht auch der Versuch einer Rechtfertigung - führen sie fort: „Bereits vor 14 Monaten hatten wir einen Antrag nach dem Informationsfreiheitsgesetz gestellt, der bis heute nicht vollständig bearbeitet ist. Die Zielvereinbarungen sind nach wie vor unter Verschluss. Da uns auf mehrmalige Anfrage weder DOSB noch Ministerium die Vorgaben an die Verbände mitteilen wollten, reichten wir am 6. Juli Klage beim Verwaltungsgericht Berlin ein. Unsere Begründung: Hier wird Steuergeld ausgegeben, das muss öffentlich sein. (...) Und was für uns noch wichtig war:

Da es dem Antragsteller hier darum geht, vor dem Hintergrund eines aktuellen Ereignisses, nämlich der gegenwärtig stattfindenden Olympischen (Sommer)Spiele zu berichten, benötigt er die begehrten Auskünfte jetzt und nicht zu einem ungewissen Zeitpunkt in der Zukunft. Im Hinblick auf den verfassungsrechtlich verbürgten Wert der Pressefreiheit [...] ist in diesem Fall die Vorwegnahme der Hauptsache in Kauf zu nehmen.“

Vielleicht werden wir also noch in den nächsten Tagen erfahren, wie die „Medaillen-Planwirtschaft“ funktioniert, seitdem der „Kalte Krieg“ vorüber ist.

SUPERHELD PHELPS

Es wurde höchste Zeit in irgendeine Olympia-Arena zurückzukehren. Im Grunde blieb gar keine andere Wahl als die Schwimmhalle und damit zu Michael Phelps. Wir haben schon vor einigen Tagen behauptet, er hätte Olympia-Geschichte geschrieben, der US-Amerikaner hat mit seinen 18 Goldmedaillen – und zwei bronzenen - ein dickes olympisches Geschichtsbuch hinterlassen! Als er mit 15 Jahren bei den Spielen 2000 in Sydney sein Debut gab, musste er sich mit einem fünften Platz zufrieden geben und kam nur in die Schlagzeilen, weil er der jüngste Teilnehmer war. Vier Jahre später in Athen war er für acht Wettbewerbe gemeldet. Ein Sponsor kündigte an, dass er bei einem Rekord eine Prämie von einer Million US-Dollar erhalten würde. Mit der 4x200-m-Freistilstaffel und der Lagenstaffel gewann er die Goldmedaillen fünf und sechs. Bei letzterer schwamm er nur im Vorlauf, da er seinem im Einzelfinale unterlegenen Konkurrenten Ian Crocker den Platz auf der Schmetterlingsdistanz überließ, um ihm doch noch zur olympischen Goldmedaille zu verhelfen. Mit insgesamt 8 Medaillen war er der erfolgreichste Teilnehmer der Spiele. Bei den Olympischen Spielen 2008 holte Phelps acht Goldmedaillen, drei davon mit der Staffel, wobei er bei sieben Siegen neue Weltrekorde aufstellte. Nun kamen noch einmal 4 Gold- und zwei Silbermedaillen hinzu, und allein wenn man diese Zahl liest, kann einem schwindlig werden.

Natürlich wurde auch er des Dopings verdächtigt. In einem Interview mit der Stuttgarter Zeitung sagte er: *„Jeder kann glauben, was er will. Ich weiß, dass ich sauber bin.“*

Auch einiger Ärger spielte in seiner Laufbahn eine Rolle. 2004 wurde er wegen Trunkenheit am Steuer zu 18 Monaten Bewährung und zur Teilnahme an einer Entziehungskur verurteilt. Eine britische Boulevardzeitung veröffentlichte Anfang Februar 2009 ein Foto von ihm mit einer Wasserpfeife. Das sorgte wieder für Wirbel. Er entschuldigte sich. Mitte August 2009 wurde er schuldlos in einen Autounfall verwickelt, ohne dabei nennenswert verletzt zu werden, doch fand die Polizei bei dieser Gelegenheit heraus, dass er keinen gültigen Führerschein besaß. Also trotz eines Barren olympischen Golds: Auch nur ein Mensch!

Sonnabend, den 4. August 2012

Was war das für ein grandioser Abend! Vor allem für die Gastgeber. Eine Londoner Zeitung errechnete, dass es der erfolgreichste britische Olympia-Tag seit 104 Jahren war! Eine andere konstatierte, dass er das Königreich in den „olympischen Ausnahmezustand“ versetzte. Die Beatles-Ikone McCartney schwenkte im Rad-Velodrom nach dem Sieg der Verfolgerinnen die britische Flagge und sang mit der Menge „Hey Judge - na na na na“. Später stimmte er im Olympiastadion „All you need is Love“ an und als die Briten dort in 47 Minuten drei Goldmedaillen errangen, kannte der Jubeltaumel keine Grenzen mehr. Jessica Ennis gewann den Siebenkampf, Rotschopf Greg Rutherford triumphierte im Weitsprung und Mo Farah holte sich Gold im 10.000-m-Lauf. Als der frühere Olympiasieger Sebastian Coe, der die Spiele nach London geholt hatte, in der Arena erschien, um Jessica das Gold zu überreichen, schien das Dach in Gefahr zu geraten, davonzufiegen.

Bei all dem blieb nach turbulenten Minuten auch noch Zeit für Jubel der deutschen Schlachtenbummler auf den Rängen. Als der 800-m-Lauf der Siebenkämpferinnen zu Ende ging, zeichnete sich ab, dass Lilli Schwarzkopf Silber gewonnen haben müsste. Aber dann erschien auf der Anzeigetafel der alarmierende Hinweis „disqualifiziert“. Was dann folgte monierten manche als die erste schwache Minute der so brillanten Organisation: Die Kampfrichter hatten auf ihren Videogeräten ein Bein verwechselt! Sie hatten das Bein einer Russin, die die Bahnmarkierung überschritten hatte, mit dem von Lilli Schwarzkopf verwechselt. Proteste, Tränen, Aufregung und als Sebastian Coe erschien, war alles wieder im Lot und er selbst dekorierte sie mit der Medaille. Der „The Daily Telegraph“ hatte sogar die Lautstärke des Jubels messen lassen und vermeldete am Sonntag, dass es 110 Dezibel waren, vergleichbar mit dem Geräusch, den ein startender Hubschrauber erzeugte.

Man hätte also begeistert von so viel Olympia ins Bett gehen können, hätten die Fernsehmoderatoren nicht noch eine „Schwurgerichtsverhandlung“ über das Abschneiden der deutschen Schwimmer ins Programm genommen. Delling, der den Ahnungslosen spielte, hatte Franziska von Almsick als Kundige vor die Kamera geholt und der einstige DDR-Star sollte nun die bundesdeutsche Misere analysieren. Sie war klug genug, sich zurückzuhalten, erwähnte aber, was man sicher in der Struktur des bundesdeutschen Verbandes verbessern könnte und nannte auch zwei Beispiele dafür, dass es Talenten sicher nützen würde, wenn sie nicht in ihren Heimatvereinen bleiben, sondern in Stützpunkte übersiedeln würden, in denen die besten Trainer tätig sind. Möglicherweise konnte sie sich selbst noch erinnern, welchen Weg sie in ihrer Jugend hinter sich gebracht hatte. Verschlüsselt riet sie: Das DDR-System wieder mal studieren! Und wem das nicht passt, der sucht sich das System in einem Land, das schon lange die Erfahrungen der DDR übernommen hatte. Davon gibt es genug

Kein Wunder, dass in dieser Debatte auch der Name Norbert Warnatzsch fiel. Klaus fand eine dpa-Meldung vom 16.1.2012 über ihn: Der Weg von Norbert Warnatzsch zeigt viele Facetten nationaler Sportgeschichte. Der erfolgreiche deutsche Schwimmtrainer erlebte Höhen und Tiefen in gleich zwei Systemen.

Jörg Woithe 1980 und Britta Steffen 28 Jahre später führte er zu Olympiasiegen, erlebte mit Franziska van Almsick Auf's und Abs. Deutschlands Wiedervereinigung bedeutete auch eine Zäsur in der Vita von Warnatzsch, der an diesem Montag seinen 65. Geburtstag feiert. „Ich habe die Wende so erlebt, dass man mich nicht wollte. Dass man gesagt hat: mit dir nicht. Und dann bin ich halt weggegangen“, blickt er ohne große Emotion zurück. (...) Auch wenn es schwierig war. Denn nach der Wende leistete er von 1991 an anderthalb Jahre Aufbauarbeit als Cheftrainer in Indonesien - ohne ein Wort Englisch zu sprechen. „Es war eine harte Zeit für mich, weil ich allein hinging, aber ich möchte die Zeit nicht missen.“

Zurück in Deutschland fand er dann bei der SG Neukölln eine sportliche Heimat. Die junge Franziska van Almsick ging durch seine Hände und kehrte 2001 für ihr großes Olympia-Ziel zurück. Mit ihr und Britta Steffen sind die absoluten Höhen und Tiefen im sportlichen Wirken von Warnatzsch verbunden. 2002 schwamm van Almsick bei der EM in Berlin Weltrekord, zwei Jahre später scheiterte sie einmal mehr an ihrem Olympia-Traum(a). Steffen hielt dem immensen Druck vier Jahre später stand und holte anders als „Franzi“ die ersehnten Olympiasiege. Im Juli 2011 erlebte sie dann ihr WM-Debakel, reiste vorzeitig aus Shanghai ab.

Während beider Tiefpunkte stellte sich Warnatzsch vor seine Sportlerinnen und übernahm die Verantwortung. „Bei Misserfolgen frage ich zuerst: Was hätte der Trainer

anders machen können?“ Der „Perfektionist“ (Warnatzsch) ist eine Vaterfigur für sein Team. „Man muss aufpassen, dass man wach bleibt, streng, aber gütig. Der Papa schimpft manchmal, aber das Kind schimpft manchmal auch“, sagt der Coach, der mit 22 Jahren Nachwuchstrainer beim SC Dynamo Berlin wurde. Dort betreute er auch die spätere Olympiasiegerin Barbara Krause, von 1976 bis 1988 das Männer-Nationalteam.

Nach außen hin gelassen nimmt er zurückliegende Doping-Vorwürfe - ein Verfahren wurde 1997 wegen Geringfügigkeit eingestellt - und Fragen zu einer Stasi-Historie hin. „Die Situation ist doch die, dass meine Vergangenheit offen liegt. Das ist doch bekannt. Ich habe nie irgendwas verheimlicht.“ Als angestellter Trainer beim Club Dynamo Berlin, der dem Ministerium für Staatssicherheit unterstellt war, wurde er automatisch in die Stasi-Hierarchie eingeordnet und hatte zuletzt den Rang eines Majors inne.

Er habe nie jemandem geschadet, sagt Warnatzsch, den am meisten Angriffe auf seine Athleten stören. „Das ist für meine Begriffe das Letzte. Wir haben ja nun alles gemacht, was nötig ist: Nachweise geführt, Blutprofile“, sagt er und wird immer noch emotional, wenn er auf die Doping-Verdächtigungen gegenüber Britta Steffen bei der WM 2007 angesprochen wird.

Ernst wird seine Miene auch, wenn er zum Rentnerdasein gefragt wird. „Ich fühle mich nicht so, dass ich das herbeisehne. Ich genieße es, mit jungen, intelligenten Leuten zusammenzuarbeiten.“

Uns geht das nichts an, aber vielleicht sollte man ihn noch mal fragen, was man ändern sollte, in der Struktur des deutschen Schwimmens.

Sonntag, den 5. August 2012

Der Sonntag begann, die erste Woche ging zu Ende. Erster Höhepunkt des Tages war der Marathonlauf der Frauen. Die Afrikanerinnen beherrschten lange die Szene. Die Strecke führte durch das Londoner Bankenviertel und man gewann den Eindruck, dass die Bankiers das Wochenende irgendwo im Grünen verbrachten. So gab es zum ersten Mal ungewohnte Zuschauerlücken. Die Keniarin Tiki Gelana holte sich das Gold vor ihrer Landsfrau Priscah Jeptoo und der überraschend starken Russin Tatjana Petkrowa Archipowa.

Auf den Höhepunkt dieses Tages musste man bis kurz vor Mitternacht warten: Das 100-m-Finale der Männer! Sie haben das sicher im Fernsehen verfolgt und so müssen wir ihnen nicht noch lang und breit erzählen, dass und wie der Jamaikaner Usain Bolt seinen Sieg von Peking vor vier Jahren wiederholte! Die Kommentatoren aller Stationen klagten, dass keine weiteren deutschen Medaillen hinzugekommen waren, aber auch dieses Lied kannte man ja doch schon.

Montag, den 6. August 2012

Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber ich sah mir die Halbfinals im Zweierkajak an. Nicht, weil ich ein Fan dieser Sportart wäre – ich fürchte, jedes Boot, in das ich klettern würde, kippt um -, sondern weil man sonst nie Zweierkajakrennen im Fernsehen sieht. Die Belgier stürmten mit den anderen los, wurden dann aber langsamer – und kamen nicht unter die ersten drei. Die Kamera fing für Sekunden ihre Gesichter ein, in denen man lesen konnte, wie groß ihre Enttäuschung war. Und ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal im Fernsehen ein Kanurennen gesehen hatte, und kam dann darauf, dass uns nur Olympia solche Bilder beschert. Wer überträgt sonst

schon ein Kanurennen, obwohl es vielleicht attraktiver anzusehen ist, als ein Formel-I-Autorennen.

Mitten in das malerische Bild der hart kämpfenden Kanuten platzte die Nachricht des IOC, dass man den US-amerikanischen Judoka Nicholas Delpopolo wegen Dopings disqualifiziert habe. Die Fakten wurden minutiös mitgeteilt: „Unmittelbar nach seiner Teilnahme am Wettkampf am 30. Juli, lieferte Delpopolo, 23, eine Urinprobe ab, die positiv war und die verbotene Substanz 11-Nor-delta-9-Tetrahydrocannabinol-9-carbonsäure enthielt.“ Der Yankee hatte den siebenten Rang in der 73-kg-Klasse belegt, der ihm aberkannt wurde. Außerdem musste er sein Diplom als Teilnehmer der Spiele abliefern und ebenso den Olympia-Ausweis. Die IOC-Verwaltung wurde aufgefordert, die Diplome der Athleten, die die Plätze hinter ihm belegt hatten, einzuziehen und neue mit der nun geltenden Platzierung auszugeben. Keine Sensation, bei Olympia schon einige hundert Mal geschehen, einen Augenblick malten wir uns aus, was wir für Nachrichten zu lesen bekommen hätten, wenn es ein Chinese gewesen wäre. Inzwischen kamen noch einige Doping-Nachrichten hinzu – aber ein Chinese war nicht dabei!

Den Abend verbrachten wir wieder bei den Leichtathleten – vor dem Fernseher. Zwischendurch sah man mal die Scharen von Kartenlosen, die auf irgendeinem Flur auf den Zehenspitzen standen, um wenigstens einen Hauch Olympia zu erleben. Wir waren da eindeutig im Vorteil, zumal wir im Gegensatz zu denen, die in den Ehrenlogen saßen, sogar noch die Zeitlupenaufzeichnungen sahen, bis hin zu der nach Bolt geworfenen Flasche und der niederländischen Judoka-Athletin, die den Flaschenwerfer in einen soliden Griff nahm und der Polizei übergab. Edith Bosch heißt die Hüterin des olympischen Friedens und da sie vorher schon eine Bronzemedaille gewonnen hatte, hätte man ihr durchaus noch einen Extra-Blumenstrauß überreichen sollen. Die Richter sahen die Sache nicht so dramatisch, entließen den Randalneur aus der Haft und vertagten den Prozess gegen ihn auf den 3. September. Olympia sollte wohl nicht durch Plädoyers gestört werden!

Einer der vielen Höhepunkte dieses Abends war der 400-Meter-Triumph von Kirani James aus Grenada. Seine Goldmedaille erhöhte die Zahl der Medaillenländer auf 130! Der 19-Jährige kommt von der Insel, die Kolumbus einst entdeckte und deren Bewohner 1979 eine linke Regierung wählten, was den USA-Generalkonsul 1983 bewog, „Hilfe“ anzufordern. USA-Kriegsschiffe eröffneten das Feuer und als Spezial-Truppen am Strand landeten, war die Insel „befreit“ – viele Gräber erinnern heute noch daran. James konnte das nur von seinen Eltern erfahren haben. Seine Zeit von 43,94 Sekunden war sensationell. Die beiden anderen Medaillen blieben ebenfalls in der Karibik. Luquelin Santos aus der Dominikanischen Republik holte Silber und Lalonde Gordon aus Trinidad und Tobago Bronze. Was die Statistiker notierten: Zum ersten Mal seit 1896 – 1980 hatten die USA bekanntlich die Spiele von in Moskau boykottiert - war kein 400-Meter-Läufer aus den USA im Finale dabei.

Dem 19-Jährigen folgte ein älterer Herr: Acht Jahre nach seinem Olympiasieg in Athen triumphierte Felix Sanchez aus der Dominikanischen Republik noch einmal über 400 Meter Hürden. Michael Tinsley aus den USA holte sich Silber und Vize-Weltmeister Javier Culson aus Puerto Rico Bronze.

Im Kugelstoßen hockten zwei Magdeburgerinnen auf der Tribüne, weil sie die Qualifikation nicht überstanden hatten: Europameisterin Nadine Kleinert und Josephine Terlecki. Die EM-Fünfte Christina Schwanitz (LV 90 Erzgebirge) belegte mit 18,47

Metern den elften Rang. Siegerin blieb die Weißrussin Nadeschda Ostaptschuk, die ihre Medaille allerdings wegen Doping schon bald wieder abliefern musste.

Im Stabhochsprung wollte die Olympiasiegerin von 2004 und 2008, die Russin Jelena Issinbajewa das dritte Gold nacheinander holen. Es kam bei schmutzigem Wetter zu einem dramatischen Wettkampf, den am Ende die Amerikanerin Jennifer Suhr (4,75 m) gewann, und zwar vor der Kubanerin Yarisley Silva, und dann erst war die Doppelsiegerin an der Reihe und rettete sich Bronze. Zwischendurch hatte die Deutsche Silke Spiegelburg geführt, die sich dann aber mit dem vierten Platz begnügen musste. Sie vergoss – wie die meisten Vierten - bittere Tränen und stellte ihrem Trainer eine Frage, die der selbst mit dem besten Willen nicht beantworten konnte: „Warum werde ich immer Vierte?“

Dienstag, den 7. August 2012

Ein Knopfdruck genügte und ich war im legendären Londoner Hyde-Park, wo das Triathlon der Männer ausgetragen wurde: Auch hier rundum alles knüppelvoll als die Teilnehmer in den Serpentinensee sprangen, um die 1,5 Kilometer hinter sich zu bringen. Ich machte mich kundig: Vor vier Jahren hatte der Kölner Jan Frodeno in Peking gewonnen! Diesmal hatte er wegen Wadenbeschwerden seine liebe Not, sich für London zu qualifizieren, der Verband bot ihm eine Chance sich bei einem Wettkampf in Kitzbühel noch zu qualifizieren, die er nutzte. Er war noch vorn mit dabei, als das 43-km-Radrennen durch den Park begann. Ich fragte Klaus, ob er wüsste, seit wann Triathlon auf dem olympischen Programm steht. Antwort: Seit 1994. Um 1920 hatte die erste Radfahren-Schwimmen-Laufen-Prüfung in Frankreich stattgefunden, dann geriet Triathlon in Vergessenheit, wurde erst Mitte der siebziger Jahre in den USA wieder entdeckt, und wenn mir nun jemand erzählen will, dass man es in der DDR mit kritischer Skepsis einführte – 1983 war die Premiere in Rostock – kann ich ihn trösten: Auch das hatten wir herausgefunden. Die DDR-Sportführung hatte auf den englischen Begriff verzichtet und statt „Triathlon“ einen „Ausdauerdreikampf“ ausgetragen. Welches Vergehen!

Als man in London aus dem Wasser gestiegen war, hatte einer die vorgeschriebene Pause zwischen Schwimmen und Radfahren nicht auf die Sekunde eingehalten und eine 15-Sekunden-Strafe hinnehmen müssen. Dann folgte der 10-km-Lauf und ich gestehe, dass mein Interesse auch wuchs, weil zwei englische Brüder und ein Spanier die Spitze bildeten, aber einer der beiden Brownlees hatte noch irgendwo diese 15-Sekunden „abzusitzen“. Am Ende siegte Alistair vor dem Spanier Gomez. Des Siegers Bruder Jonathan entschloss sich im richtigen Augenblick in die „Strafzelle“ abzubiegen, dort 15 Sekunden keinen Schritt zu machen und dann den beiden hinterher zu stürmen – zu Bronze.

Der Abend gehörte Robert Harting, der in der wohl ältesten olympischen Disziplin – wir nehmen die Antike dazu -, dem Diskuswerfen nach einem dramatischen Duell mit einem Iraner Gold holte und entsprechend gefeiert wurde. Was uns auf den Keks ging: Der Fernsehkommentator kam nicht ohne eine dämliche Bemerkung über seinen Trainer Werner Goldmann aus, den er „umstritten“ nannte. Wann ist man bei wem „umstritten“. Wir blätterten uns noch mal durch die Mannschaftsbroschüre – die die DDR-Sieger kurzerhand bei den „Deutschen“ einreichte, was man durchaus als „umstritten“ bezeichnen könnte – und fanden dort auch den Harting-Trainer Werner Goldmann. Erinnern Sie sich noch, wie verbissen sich die zuständigen Instanzen

bemüht hatten, ihn „auszusondern“ – und dank Hartings konsequenter Haltung scheiterten? Bei unserer Suche nach Goldmann stießen wir übrigens auf zahlreiche DDR-Trainer: Peter Selzer, Rainer Pottel, Ronald Weigel, Jürgen Schult, Dieter Kollark, die ähnlichen Ärger hatten und genötigt worden waren, eine Erklärung abzugeben, die die Überschrift „Doping“ trug, sich aber im Grunde gegen die DDR richtete. Schwamm drüber – der von Werner Goldmann trainierte Robert Harting holte Gold für die Bundesrepublik Deutschland!

Mittwoch, den 8. August 2012

Nein, die deutschen Medien hatten noch immer ein anderes Thema als Hartings Triumph. Noch immer den Fall Drygalla. Die „Frankfurter Rundschau“ (8.8.2012) hatte Späher nach Rostock entsandt: „Still ist es am Ufer der Warnow, nur das Schilf raschelt sanft neben dem Steg des Olympischen Ruderclubs Rostock. Ein schmaler Weg führt zu den Büros des Mecklenburgischen Ruderverbandes, hinter den großen Fenstern ist es dunkel, am Ende eines leeren Ganges liegen links die Umkleidekabinen der Ruderinnen. Am Spind von Nadja Drygalla hängt ein dunkelblaues Handtuch zum Trocknen.“

STIMMUNGSBILD AUS ROSTOCK

Draußen vor dem Gebäude steht ein großer Mann, Halbglatze, Brille. Er trainiere nur die Kinder, sagt er. Zu den vergangenen Tagen wolle er nichts sagen. Er zückt sein Handy, wählt die Nummer des Verbandspräsidenten Hans Sennewald. `Ausgeschaltet, sagt er. `Kann man verstehen, nach allem, was los war.´

Wer wusste wann was?

Am Sonntag hatte Nadja Drygalla im Ruderclub ihr bisher einziges Interview der Deutschen Presse Agentur gegeben, seit sie aus London abgereist ist. (...) Aus dem Umfeld der Ruderin aber scheint niemand über sie reden zu wollen, und manche dürfen erst gar nicht.

Dreißig Kilometer entfernt vom Trainingsgelände des ORC steht ein Ausbilder auf dem Sportplatz der Polizei-Fachhochschule in Güstrow mit Klemmbrett in der einen und Stoppuhr in der anderen Hand, während die Polizeianwärter fünf Kilometer auf der Aschebahn rennen. Nadja Drygalla hatte die Schule im September verlassen, als dort ihre Beziehung zu Fischer bekannt wurde.

´Ich sag´ nichts´, sagt der Ausbilder. ´Sprechen Sie mit meiner Vorgesetzten.´ Er zeigt auf das Gebäude am Rande des Platzes. Dort sitzt die Fachbereichsleiterin Anja Hamann in ihrem Büro und sagt, man habe sich bereits am Freitag mit dem Innenministerium verständigt, nichts über Nadja Drygalla zu sagen. Es tue ihr leid.

Selbst die NPD, die Drygalla nun zum Stichwort für ihre beliebte Opferrolle nehmen könnte, lässt zwar ihre führenden Köpfe süffisante Statements abgeben. David Petereit aber, Kreisvorsitzender in Rostock und Bekannter von Fischer, schickt nur per Mail einen Link zur Presseerklärung seines Landesvorsitzenden.

Im Zentrum von Rostock laufen die Olympischen Spiele in einem Gartencafé auf einem Fernsehbildschirm. Ein paar Meter weiter sitzen zwei Männer in Kapuzenjacken auf einer Bierbank. Der eine heißt Christoph, er hat schon vor zwanzig Jahren in Rostock gegen Rassismus demonstriert, wenige Tage, nachdem im Stadtteil

Lichtenhagen ein Hochhaus brannte, in dem Vietnamesen wohnten; der andere hat 1998 mit ansehen müssen, wie Rechte einen Freund krankenhaushausreif schlugen.

„Mich stimmt es nachdenklich, dass es einen Anlass wie jetzt Drygalla braucht, obwohl die Situation hier geprägt ist von einem rassistischen Alltag“, sagt Christoph. Er und Henrik arbeiten seit sieben Jahren für den Verein Soziale Bildung, der in dem alten Backsteingebäude neben dem Café seine Räume hat. Sie informieren Lehrer in Mecklenburg-Vorpommern über Rechtsextremismus, sie organisieren Projektstage, bei denen sie mit Schülern über Diskriminierung sprechen, auch über deren eigene Erfahrungen. „Die Bedrohung ist ständig präsent“, sagt Christoph, deshalb wollen er und Hendrik ihre Nachnamen nicht in der Zeitung sehen.

Dann erzählen sie von einem Somalier, der vor drei Wochen in Rostock zusammengeschlagen wurde; sie berichten von einer dunkelhäutigen Frau, der im März Rechte den Hitlergruß zeigten; von Buttersäure, die im Mai durch das Fenster des Peter-Weiss-Haus gekippt wurde, in einen Raum, in dem eine Lesung für Kinder stattfinden sollte.

Natürlich kennen sie Michael Fischer, der in Rostock für die NPD bei den Landtagswahlen kandidierte; den sie noch im Februar pöbelnd am Rande einer Gedenkveranstaltung für eines der NSU-Opfer mit seiner Kamera sahen; der auf dem rechten Blog von NPD-Mann Petereit Texte veröffentlicht, zuletzt im Juni, da nannte er die Teilnehmer einer linken Protestveranstaltung „Ausländerlobby“. Christoph und Henrik halten Fischers Behauptungen, aus der Szene ausgestiegen zu sein, deshalb für bloße Strategie. Auf seiner Facebook-Seite schrieb Fischer aus London über die „Schwarzen und Pakis“ in der U-Bahn. Dumm sei es gewesen das zu schreiben, sagte der nun am Montag. Es sei ihm klar, dass der Artikel nun „doof“ aussehe.

Christoph und Hendrik haben derzeit viel tun. Ende August ist der zwanzigste Jahrestag des Pogroms von Lichtenhagen. Sie haben 10.000 DVDs verteilt, darauf ein Dokumentarfilm über Lichtenhagen. Sie wollen informieren, aufklären. „Es gibt noch immer keine Gedenktafel für die Opfer“, sagt Christoph. Rostock, das wissen sie, wird nun für ein paar Wochen im Fokus stehen wegen des Jubiläums und auch wegen Nadja Drygalla. Vielleicht wird die Aufmerksamkeit dabei helfen, neue Gelder für ihren Verein zu sammeln. Ihre letzte Projektförderung des Bundes endete 2010. „Die jetzige Debatte ist schnelllebig“, sagt Christoph, „die Jugendlichen zu erreichen und den Rechten den Nährboden zu nehmen aber dauert.“

Und in Rostock gebe es noch immer Gegenden, die man besser meide, eine ist Toitenwinkel im Nordosten der Stadt. Die SPD hat hier ein Bürgerbüro, dessen Scheiben schon mehrfach eingeschlagen wurden. In einem gedrungenen Bau an der Einfahrt ins Viertel liegt über „Utes Bierstube“ ein Laden, der die in der rechten Szene beliebte Kleidung von Thor Steinar verkauft. Michael Fischer hat in Toitenwinkel seinen Wahlkampf gemacht.

Mit dem Auto sind es vielleicht zehn Minuten bis zum Olympischen Ruderclub. Es ist später Nachmittag und noch immer still auf dem Gelände, Grillen zirpen. Der Parkplatz aber ist voll. Vor dem Athletenhaus steht ein Mann im Anzug. Er nickt, stellt sich vor: Jörg Hähnlein, Schatzmeister. Er könnte jetzt etwas sagen, könnte sich distanzieren, könnte darüber reden, dass Sport dazu beitragen kann, Jugendlichen eine Perspektive zu geben, könnte schöne Sätze sagen, Rudern gegen Rechts, das klingt doch nach etwas. Hähnlein sagt: „Wir haben alles gesagt. Wir wollen jetzt erst mal wieder Ruhe in unseren Verein bringen.“ Das Schilf rauscht im Abendwind.

So hatten die seit jeher dem Frieden dienenden Olympischen Spiele dafür gesorgt, dass in deutschen Landen die Vergangenheit wieder zum Thema wurde und zwar jene Vergangenheit, die die Olympischen Spiele am hemmungslosesten missbraucht hatten!

Selbst die Bundesregierung hielt Ausschau nach Rettungsringen: „Das Bundesinnenministerium erwägt die künftige Förderung von Spitzensportlern an ein Bekenntnis zu Demokratie und Rechtsstaatlichkeit zu knüpfen.“ Man habe schon seit Dezember 2011 darüber nachgedacht. Das „ND“ kommentierte diesen Plan mit der Schlagzeile „Extrem unsportlich“ und traf den Kern, denn nun droht die Gefahr, dass einem Athleten oder einem Trainer nicht vorgeworfen wird, ein Rechter zu sein, sondern ein „Linksextremer“ und da wäre man wieder bei den „Stasiakten“ angelangt!

Mithin: Diese Olympischen Spiele werden in London olympisch gefeiert und werden mit vielen Pluspunkten in die Geschichte eingehen, aber in deutschen Landen droht dem olympischen Geist Gefahr. Nicht wegen der Zahl der Medaillen, sondern wegen des – sagen wir mal – olympischen Alltags.

Beifall aber gilt vor allen Kommentaren den Medaillengewinnern – und zwar denen aller Nationen. Natürlich möchte man Sebastian Brendel die Hand schütteln, der im Canadier-Einer Gold holte, Max Hoff, der sich zu Bronze paddelte, Martin Hollstein und Andreas Ihle, die im Zweier auf Rang drei kamen, Carolin Leonhard, Franziska Weber, Katrin Wagner-Augustin und Tina Dietze, die im Vierer Silber erkämpften und den Tischtennisspielern Timo Boll, Dimitrij Ovtcharov und Bastian Steger, die Bronze holten. Und dann natürlich dem 110-m-Hürden-Sieger der Leichtathleten Aries Merritt (USA), der Siegerin im Frauen-Weitsprung Brittney Reese und und und. Im Grunde müsste ich täglich eine Siegerliste präsentieren, aber dazu ist mein Tagebuch nicht umfangreich genug. Deshalb: Hurra den Siegern und Achtung den Verlierern!

Donnerstag, den 9. August 2012

Die für den deutschen Sport vielleicht wichtigste Nachricht dieses Tages wurde von den meisten Zeitungen nur „am Rande“ publiziert: Die Ankündigung, das Bundesinnenministerium werde künftig von allen Olympiateilnehmern ein schriftliches „Bekenntnis gegen Extremismus“ verlangen, wurde im Ministerium endgültig zu den Akten gelegt. Die Sorge, dass bei einer solchen „Verpflichtung“ auch „linke“ Athleten behelligt werden könnten, ist damit vom Tisch! Also könnte man den nächsten Medaillengewinnern zujubeln, hätte sich da nicht Kritik breitgemacht an der Kritik einiger Athleten. Es handelte sich um Medaillengewinner, die die Interviews nach ihren Triumphen benutzten, um Mängel des Leistungssportsystems der BRD zu äußern. Das aber stieß in den Medien auf Unwillen. Den ersten Rang dürfte die „Berliner Zeitung“ belegt haben, die ihren knallharten Artikel kurioserweise nicht mal im online erscheinen ließ – möglicherweise von schlechtem Gewissen getrieben.

Hier Auszüge: „Stellen Sie sich Folgendes vor: Im Hollywood & Highland Center, dem ehemaligen Kodak Theatre zu Los Angeles, werden die Oscars verliehen. Ein deutscher Schauspieler gewinnt in der Kategorie Bester Hauptdarsteller. (...) Alle sind begeistert - nur einer nicht: der deutsche Schauspieler, der die 45 für seine Rede vorgesehenen Sekunden nicht etwa zu einer Danksagung, sondern zu einer erbarmungslosen Abrechnung nutzt. (...) So mancher deutsche Medaillengewinner war mit seinem Auftritt nicht allzu weit von diesem Szenario entfernt. Lilli Schwarzkopf beispielsweise hatte noch keine fünf Minuten die Gewissheit, dass ihr nach allerlei Kampftrichterwirrung doch noch Silber zukommen wird, schon begann die Siebenkämpferin vor der

Fernsehkamera zu mosern. Richtig sauer sei sie wegen der Benachteiligung, die sie durch die Nicht-Akkreditierung ihres Vatertrainers erfahren habe. Und der Bundestrainer habe sich überhaupt nicht um sie gekümmert.

Auch Maximilian Levy wollte sich nicht so recht über den zweiten Platz im Keirin-Rennen freuen, wettete lieber gegen den Bund Deutscher Radfahrer und dessen Präsidenten Rudolf Scharping. Der Verband würde seine Erfolge und die der anderen Bahnradfahrer nicht entsprechend würdigen, und Scharping habe ihm noch nicht einmal gratuliert. (...) Schließlich überlagerte Sebastian Brendel sein Glück über Gold im Einer-Canadier mit dem während dieser Spiele unter den deutschen Athleten in Mode gekommenen Hinweis auf die Strukturprobleme des olympischen Sports in Deutschland. Die Unterstützung, die er als Bundespolizist erfährt, sei ihm nicht mehr genug, er wolle Kanuprofi werden.

Vielleicht sollten sich die deutschen Miesepeter gleich mal alle zusammenschließen, noch in London eine Interessengemeinschaft bilden und beim Internationalen Olympischen Komitee mit einem Antrag vorstellig werden: Wir, die deutschen Sportler, bitten um die Aufnahme der Disziplin Meckern in das Programm der Olympischen Spiele 2016 in Rio de Janeiro.“

Das klingt mehr als bedenklich! Kritik ist nicht zugelassen und wer eine Medaille gewann, hat das Maul zu halten! Darf nicht – wie Lilli Schwarzkopf – monieren, dass man ihrem Trainer keinen Platz in der Olympiamannschaft überließ und darf auch keinen Anstoß daran nehmen, dass der Radsportpräsident nicht mal zu Silber gratulierte. Und Sieger Brendel darf nicht Anstoß daran nehmen, dass seine Trainingsvoraussetzungen unzureichend sind. Hatte man uns DDR-Sportlern nicht Jahrzehnte vorgeworfen, wir hätten unsere Meinung nicht äußern dürfen. Ich würde den BZ-Artikel als Pflichtliteratur empfehlen.

Im 10-km-Schwimmen der Damen – wieder war der Hyde-Park-See der Schauplatz und wieder waren Tausende gekommen – gab es den ersten ungarischen Olympiasieg durch Eva Risztov, die Haley Anderson und die Italienerin Martina Grimaldi auf die Plätze verwies. Mit Würde nahmen die Zuschauer, die gekommen waren, um ihre Kerri-Anne Payne für eine Medaille zu bejubeln es hin, dass sie sich mit Rang vier begnügen musste. Elf Sekunden (!) hinter der Dritten kam die Mainzerin Angela Maurer auf den fünften Rang. Dass der öffentlich-rechtliche Fernsehsender sie für ein Nacktfoto-Magazin werbend, entkleidet präsentierte, tangierte ungeachtet ihrer bewundernswerten Figur für unsere Begriffe die Grenzen des guten Geschmacks. Einmal mehr erinnerten wir uns an Birgit Fischers Frage, wohin der olympische Geist gedriftet ist.

Das Nacktfotomagazin teilte übrigens mit, dass sich noch vier andere deutsche Olympionikinnen ausgezogen hätten – für entsprechendes Honorar, versteht sich!

Der Abend hatte wieder Höhepunkte serienweise zu bieten, und da sicher viele von Ihnen selbst am Fernseher saßen, muss ich das nicht wiederholen, um keine Langeweile zu verbreiten.

Hinreißend wie der Algerier David Rudisha seinen 800-m-Weltrekord lief, ohne seinen Rivalen unterwegs auch nur eines Blickes zu widmen. Und nicht minder imponierend wie Usain Bolt seinem 100-m-Sieg den über 200 m folgen ließ, „eskortiert“ von zwei Landsleuten und den sieggewohnten USA-Sprintern keine Chance lassend. Wenn wir erwähnen, dass Kuba nach unseren Statistiken noch nie eine Medaille im Zehnkampf gewann und Leonel Suarez dank eines Speerwurfs von 76,94 m Bronze holte, wird uns das niemand verübeln. Die beiden deutschen Speerwerferinnen Christina Obergföll und

die angehende Ärztin Linda Stahl holten hinter der Tschechin Barbora Spotakova Silber und Bronze.

Die „Helden“ des Tages aber waren die Beachvolleyballer Julius Brink und Jonas Reckermann, die gegen das brasilianische Duo Gold holten. Und würden wir die Kanut(innen)en vergessen, die ein halbes Dutzend Medaillen geholt hatten, könnten wir in die Schar der Kritisierten geraten, die in London anzuwachsen droht.

Freitag, den 10. August 2012

Und die Kritik nahm zu! Die „Financial Times“, die sich ja sonst vornehmlich den Börsenkursen widmet, hatte aus London erfahren: „Die Stimmung im deutschen Olympiateam ist angespannt. Viele Sportler fühlen sich und ihre Leistung nicht genug gewürdigt. (...) Nehmen wir einen Olympioniken, zum Beispiel Christian Dünnes. Er ist Volleyballer und soeben von den Spielen ausgeschieden. Aus einem Gespräch über die Viertelfinal-Niederlage gegen Bulgarien entwickelt sich eines über die deutschen Probleme in den Ballsportarten, und schon ist man mittendrin im Grundsätzlichen: `Schade, dass die Olympia-Mannschaft so klein ist, sie geht immer weiter zurück, wie auch unsere Medaillenausbeute´, sagt also Christian Dünnes. Und er prophezeit: `Das dicke Ende kommt erst noch.´

Es ist dieser Tage gar nicht so leicht, deutsche Sportler zu interviewen, ohne bei düsteren Thematiken zu landen. Sie müssen dazu nicht erst angestachelt werden. Es spielt auch keine Rolle, ob sie gerade gewonnen oder verloren haben. Sie nehmen kaum ein Blatt vor den Mund, selbst wenn sie über Vorgesetzte oder Geldgeber sprechen. All das darf als Indiz dafür gelten, dass etwas nicht stimmt im deutschen Sport. Dass es Frustrationen gibt oder zumindest Melancholie.

Kleine Bilanz der letzten Tage: Der Kajakfahrer Andreas Ihle gewinnt Bronze und klagt danach, in Deutschland heiße es jetzt, `wir sind nur Dritter geworden´. Bahnradler Maximilian Levy gewinnt Silber und schimpft: `Von der Förderung her sind wir hoffnungslos unterlegen, im deutschen Sportsystem muss sich etwas Grundlegendes ändern.´ Diskuswerfer Robert Harting gewinnt Gold und zetert: `Jeder redet über Geld, aber wenn Sportler es tun, bekommen sie einen übergezogen.´

Deutschland, na klar, ist das Land des Meckerns. In einem Medaillenspiegel der Beschwerden würden Chinesen und Amerikaner keine Chance haben. Vielleicht könnte es trotzdem ein Fehler sein, das Wehklagen als Folklore abzutun oder als Lobbyismus einer Berufsgruppe, die mehr Geld herauschlagen will als die 132 Mio. Euro jährlich, die der Bund momentan für den Spitzensport gibt. Vielleicht lohnt es sich, genauer hinzuhören.

Dünnes also, 2,10 Meter groß, redet allenfalls im Wortsinne von oben herab. Er regt sich auch nicht auf oder wirft dem Reporter `kapitalgesteuerten Journalismus´ vor, wie die Badminton-Spielerin Juliane Schenk dieser Tage. `Ich beobachte einfach nur´, sagt er, außerdem legt er Wert auf die Feststellung, als Volleyballer noch vergleichsweise `auf Rosen gebettet´ zu sein. Weil es Länder gebe, wo man als Profi gut verdienen kann. Selbst hat er vier Jahre im italienischen Piacenza gespielt. Da habe er eine andere Sportkultur kennengelernt: `Die Italiener können mit Sport allgemein mehr anfangen. Es gibt dort weniger Ignoranz.´

Auch diese Bemerkung ließe sich natürlich problemlos als verklärte Sichtweise relativieren. Alternativ kann man sie als Wegweiser zum Kern des Trübsinns nehmen.

Ja, es geht um Geld bei den klagenden deutschen Sportlern, um Förderung und Fernsehzeiten. Aber es geht auch um Anerkennung, Respekt.

Hürdensprinterin Carolin Nytra twitterte: `Leute, es ist teilweise echt lächerlich, wie die >Couch-Potatoes< sich das Maul über fehlende Medaillen zerreißen!´ Jeder Olympionike weiß um die Opfer, die er für seine Karriere bringen muss, und den allermeisten ist auch klar, dass sie mit dem Sport nie ihren Lebensunterhalt bestreiten werden können. Aber dafür, dass sie alle vier Jahre plötzlich zu Fahnenträgern des nationalen Prestiges erklärt werden, würden sie sich etwas weniger Gemecker wünschen. Sie fühlen sich im Stich gelassen von einer Gesellschaft, die sich als Sportnation versteht, weil sie sich während der großen Fußballfeste alle zwei Jahre zu Hunderttausenden auf Fanmeilen betrinkt. Die konsumiert, aber nichts tut. "Selber machen!", schrieb Nytra patzig.

Volleyballer Dünnes hat fast alle Themen durch, das Geld, das Fernsehen, die Fußballfixierung. Dann kommt er noch auf das, was er am Schlimmsten findet: die Zukunftsaussichten. In seinem westfälischen Landkreis habe es früher eine umkämpfte Meisterschaft mit acht Teams pro Altersklasse gegeben. Heutzutage stehe schon im Finale, wer sich überhaupt anmelde.

Außer Fußball und dem Computer gebe es nichts mehr für die Jungen, sagt er, und kommt damit zu seiner Prognose: `Die Generation, die nachwächst, das sind größtenteils neuntklassige Fußballspieler und zweitklassige >Counterstrike<-Spieler. Wie will Deutschland da bei Olympia 2024 eine Medaille holen?"

Das sind deutliche Worte, und zwar nicht von uns, sondern von den Athleten! Wir haben uns daran gemacht, eine grobe Übersicht zu Papier zu bringen, wer denn eigentlich wo sein Geld kassiert, aber das ist heute nicht mehr zu schaffen.

Der Abend begann mit Jubel und einem Hauch von „Trauer“. Beim Welpokal in Canberra 1983 waren Silke Gladisch, Sabine Günther, Ingrid Auerswald und Marlies Göhr Weltrekord im DDR-Trikot mit 41,37 s gelaufen und die USA-Sprinterinnen holten sich nun Gold und diesen Fabel-Weltrekord mit 40,82 s. Da gilt es zu gratulieren!

Aber kaum hatten wir das tun wollen, teilte uns die ARD mit: „Die ehemalige Weltklasesprinterin Ines Geipel hat den Weltrekord in Zweifel gezogen“

Hatten die USA-Amerikanerinnen den Stab verloren oder waren sie gar in die falsche Richtung gelaufen? Nein, die Literaturprofessorin Geipel – ob man sie zu den „Weltklasesprinterinnen“ zählen kann, ist fraglich – sah eine Chance gegen die DDR ins Feld zu ziehen! Das ist ja schon vielen eingefallen, aber die Variante der Professorin war noch niemandem eingefallen. Hier ihr Zitat: „Ein hochgedopter DDR-Weltrekord, einfach ausgelöscht – es tut mir leid aber so eine Leistung ist ohne Chemie definitiv nicht möglich“, sagte die 52jährige.“ Wir holten Luft, gratulierten erst mal den Yankee-Mädchen, konstatierten einmal mehr, dass der Hass gegen die DDR grenzenlos ist und hielten es für überlegenswert, ob wir bei den US-Amerikanerinnen vielleicht noch entschuldigen sollten. Als Deutsche, für eine Deutsche, die dem Quartett unterstellte, gedopt in das Rennen gegangen zu sein – was sie damit beweisen wollte, dass sie einen DDR-Weltrekord ausgelöscht hatten!

Klaus war damals in Canberra dabei gewesen, auch als das australische Anti-Doping-Labor mitteilte, die Dopingkontrollen seien negativ verlaufen!

Verlassen wir also den Lügensumpf und kehren ins olympische London zurück. Neben all den glanzvollen Leistungen dieses Abends war da noch eine „Affäre“, für die London und die britischen Olympia-Gastgeber Lorbeer verdienen. Die deutsche Hammerwerferin Betty Heidler hatte im fünften Durchgang 77,13 m geworfen, aber die

elektronische Messanlage gab in dieser Sekunde ihren Geist auf und als man sie wieder in Gang gesetzt hatte, war der Messwert spurlos verschwunden. Dafür erschienen auf der Anzeigetafel 72,34 m und Betty lag damit auf einem hinteren medaillenlosen Rang. Die Regeln schreiben vor, dass dem Athleten bei einem Messfehler ein zusätzlicher Versuch gestattet wird. Das geschah dann auch, aber Betty erreichte nicht annähernd noch einmal ihre medaillenverheißende Weite. Noch einmal: Die Kampfrichter hatten die Regeln erfüllt und hätten nach Hause gehen können. Sie taten es nicht, obwohl ihnen der elektronische Defekt nicht anzukreiden war. Sie holten ein uraltes Bandmaß aus einem Keller, suchten die Einschlagstelle, fanden sie und vermaßen 77,13 m, was Betty die Bronzemedaille bescherte. Also: Hut ab vor dem Kampfgericht! Hut ab vor London!

Sonnabend, den 11. August 2012

In aller Frühe hatten wir uns hingesetzt und uns durch die schon erwähnte Mannschaftsbroschüre durchgeblättert und uns an einer Statistik versucht. Kern der Kritik war im Grunde: Zu wenig Geld! Zunächst also zu der Frage: Wer zahlt? Dass man uns nicht verraten wird, wie viel, lag auf der Hand. Warum die Gesamtzahl der Athleten nicht mit den offiziell angegebenen übereinstimmen, soll an einem Beispiel zu erklären versucht werden: Die für den Verein in Kroppach agierende Tischtennispielerin Kristin Silbereisen wird mit zwei Berufen geführt: Sportsoldatin und Profi. Sportsoldaten sind 97mal aufgeführt, ohne dass irgendwo erklärt wird, was diese Berufsbezeichnung exakt bedeutet. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es bekanntlich keine Wehrpflicht mehr, also dürften sich die Damen und Herren freiwillig zur Bundeswehr gemeldet haben. Da nicht nur bei Kristin Silbereisen auch ein Beruf angegeben wurde, weiß niemand, sind die Betreffenden Soldat(in)en oder studieren sie Pädagogik? Und wenn sie Soldat sein sollten, erfährt man auch nicht, wodurch sich ein Sportsoldat von einem gewöhnlichen Soldaten unterscheidet. Und noch konfuser wird die Situation, wenn – wie bei Kristin – die Bundeswehr faktisch als Profimanager agiert. Einzige Erklärung: Die Bundeswehr zahlt. Und wenn: Aus welchem Fond? Und die Profis. Bei den Volleyballspielern sind allein sechs Aktive als Profis aufgeführt, die also von ihren Klubs bezahlt werden. Welche Rolle spielt bei denen der Deutsche Olympische Sportbund. Fest steht, dass die Armee allerlei Sold an Sportler zahlt. Genau waren es in der Londoner Männermannschaft 42 Prozent und in der Frauenmannschaft 40 Prozent. Wir verzichten auf mögliche Kommentare und Klaus erinnert sich an eine Pressekonferenz vor Jahr und Tag in Garmisch-Partenkirchen, auf der Willi Daume die DDR vor aller Welt anklagte, den Sport zu „militarisieren“, weil Armeesportklubs gegründet worden waren.

Wenn an der derzeitigen Situation im bundesdeutschen Sport Kritik geübt wird, schien uns der Silbermedaillengewinner von 1984 im Zehnkampf, Jürgen Hingsen, der Wahrheit am nächsten, der „völlig neue Strukturen“ in der Talentsicherung und Nachwuchsförderung empfahl: „Es geht letztlich darum: Wollen wir als eine Weltnation auch im Sport dabei sein oder wollen wir den Anschluss verpassen? Das ganze Thema steht und fällt mit dem Schulsport, mit der Talentsichtung und mit der Zuführung von diesen Talenten in die Vereine.“

Klaus kam in den Sinn, dass die Schwimmhalle vor dem Hochhaus, in dem er in Berlin wohnt, seit Frühjahr nicht mehr wie seit Jahr und Tag von früh bis zum späten Nachmittag für den Schwimmunterricht genutzt werden kann, weil das Geld für die Dachreparatur fehlt und nun soll Geld beschafft werden. Aber bis das Dach fertig ist, fällt der Schwimmunterricht aus – und das es schon lange „marode“ war, wussten alle!

Aber solche Gedanken schwirrten schnell davon in den olympischen Himmel, als wir die letzten Berichte aus London in die Finger bekamen. Wir hatten schon erwähnt, dass ein Journalist gegen die Bundesregierung geklagt hatte und die daraufhin die „Medaillen-Zielvorgaben“ preisgeben musste.

Wir kamen aus dem Staunen nicht heraus, als „Kommissar“ Klaus bei der Spurensuche auf die Ausgabe der Illustrierten „Stern“ vom 24. Juli 2012 stieß und dort las: „Im Vierjahresplan des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) steht schon fest, wie Deutschland bei den Olympischen Spielen in London abschneidet. So müssen allein die deutschen Leichtathleten in London acht Medaillen holen, zwei davon in Gold. Das wurde 2008 beschlossen, das sollen die Athleten ausführen. Bei Nichterfüllung des Planes drohen Geldentzug und Trainerentlassungen. Die deutsche Spitzensportförderung arbeitet wie eine Planwirtschaft an der Produktion von Medaillen im Vierjahrestakt. Sie sollen das Ansehen Deutschlands steigern.“

Und als der Innenminister nun durch das Gericht gezwungen worden war, die „Pläne“ für das „Ansehen“ offenzulegen, schrieb der „Stern“ (10.8.2012): „Das deutsche Team hat sein Medaillenziel bei den Olympischen Spielen in London deutlich verfehlt. Dies geht aus den am Freitag vom Bundesinnenministerium erstmals veröffentlichten Zielvereinbarungen zwischen dem Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) und den Fachverbänden hervor. Demnach waren in London insgesamt 86 Medaillen, davon 28 aus Gold, angestrebt worden. Nach 241 der 302 Entscheidungen hatte das 391-köpfige Team aber lediglich 38 Mal Edelmetall (10 Gold, 17 Silber, 11 Bronze) gewonnen. (...)“

Das für Sport zuständige Innenministerium fördert den Spitzensport hierzulande derzeit mit knapp 133 Millionen Euro pro Jahr - Geld für Olympiastützpunkte, Forschungseinrichtungen und Verbände. Als Gegenleistung erwartet es möglichst viele Medaillen. Sie sollen das Ansehen Deutschlands steigern. Bei Nichterfüllung des Planes drohen Geldentzug und Trainerentlassungen. Recherchen der "Westdeutschen Allgemeinen Zeitung", ausgewertet gemeinsam mit stern.de, offenbarten die Dimension des fragwürdigen Systems.

Laut den Unterlagen wurde von den 23 in London vertretenen Sportarten lediglich beim Tischtennis und im Kanu das vereinbarte Ziel erreicht. Die Schmetterkünstler hatten Bronze durch Dimitrij Ovtcharov und Bronze im Team gewonnen. Die Kanu-Flotte hatte die Vorgabe von insgesamt neun Medaillen schon vor dem letzten Finaltag am Samstag erfüllt. Die mit bisher fünf Plaketten dekorierten Leichtathleten hatten in den ausstehenden Wettbewerben noch die Chance, die angestrebte Marke von acht Medaillen, davon zwei aus Gold, zu erreichen. (...)

Ein Berliner Gericht hatte von Friedrich gefordert, die Informationen bis Freitag 15 Uhr zu publizieren. Ansonsten hätte sein Ministerium 10.000 Euro zahlen müssen. Es hatte dagegen Beschwerde eingelegt, aber unmittelbar vor Ablauf der Frist die Übersicht herausgerückt. Auf der Liste werden alphabetisch die Sportarten genannt und welche Medaillen erwartet werden.

„Nach dem Ausgang der Olympischen Spiele (in London - Anmerkung der Red.) werden wir gemeinsam mit dem Sport nach einer sorgfältigen sportfachlichen Analyse die notwendigen Schlüsse für die zukünftige Sportförderung ziehen“, kündigte Friedrich an. (...) Im Vierjahresplan des DOSB, der an sozialistische Planwirtschaft erinnert, wurde festgelegt, wie Deutschland bei den Olympischen Spielen in London abschneiden sollte. DOSB-Funktionäre und Beamte versuchten zu verhindern, dass Details aufgeklärt werden. Sie hielten Zahlen und Daten unter Verschluss, verweigerten Auskünfte selbst vor Gericht.“

Und noch mal weit zurück in die Vergangenheit: War nicht bei uns alles geheimgehalten worden? Hatte nicht allein die „Stasi“ die „Akten“ gekannt? Darf man fragen, wie die Geheimhaltung heute geregelt wird? Was, wenn jener Journalist nicht den Prozess angestrengt hätte oder jemand ihm rechtzeitig „geraten“ hätte, darauf zu verzichten?

Der „Stern“ jedenfalls fand heraus: „Kaum ein Verband traut sich, öffentlich zu protestieren. „Ich höre immer wieder von Verbandsvertretern, Verhandlungen über die Zielvereinbarungen seien die pure Erpressung. Aber es herrscht eine Atmosphäre der Angst. Öffentlich äußert fast niemand Kritik“, sagte Martin Gerster, sportpolitischer Sprecher der SPD und Präsident des nicht-olympischen Sportakrobatik-Verbandes. „Die Zielvereinbarungen sind ein Machtinstrument des DOSB.“

Antwort des Staatssekretärs für Körperkultur und Sport der DDR, des schwerkranken Günther Erbach: „So etwas hatten wir nie! Da haben sie uns überholt“

Auch an diesem Abend jagten sich die Höhepunkte. Der in Somalia geborene „Mo“ Fakra gewann zu den 5.000 m auch noch die 10.000 m und auch das unangefochten. Erwähnenswert noch, dass er alles gewonnene Geld in eine Stiftung zahlte, die sich um die Kinder in seiner Heimat kümmert.

Der Sprintstar Bolt holte in der Staffel seine dritte Goldmedaille – mit Weltrekord natürlich, im Speerwerfen gewann mit Keshorn Walcott ein krasser Außenseiter und holte die zweite Goldmedaille für seine Heimat Trinidad und Tobago – die erste stammte aus dem Jahr 1976! Fußball meldete einen neuen olympischen Zuschauerrekord: 1,5 Millionen Fans und obendrein eine faustdicke Überraschung, denn Mexiko, das schon nach 28 Sekunden das Führungstor gegen den Favoriten Brasilien erzielt hatte, gewann am Ende 2:1.

Sonntag, den 12. August 2012

Wieder drängten sie sich im Hydepark und feierten die Marathonläufer. Es gab noch eine faustdicke Überraschung: Der Favorit hieß Kiprotich und dann war da auch noch ein zweiter Läufer dieses Namens, nur hieß der Favorit Wilson Kiprovitch mit Vornamen und der Sieger Stephen. Und der Favorit stammt aus Kenia und der Sieger aus Uganda und dieses Land hatte bis dahin noch keine Medaille gewonnen und beendete die Spiele also mit Gold. Zwischen den beiden holte sich Abel Kirui aus Kenia Silber.

Noch eine Anmerkung: Wenn jemand monieren sollte, dass wir nicht alle deutschen Medaillengewinner gebührend gefeiert haben, hat er im Prinzip Recht, nur fehlte uns dazu der Platz. In den vielen dicken Büchern, die nach den Spielen erscheinen, finden sie garantiert alle!

Bleibe noch das Finale. Ach da gilt: In der Kürze liegt die Würze. Die Briten hatten sich zu einem spektakulären Musikfinale entschlossen und das war eine brillante Idee. Das Zeremoniell ist seit Jahrzehnten das gleiche und muss auch nicht noch einmal beschrieben werden: Flagge einholen, Feuer löschen und viel Beifall für die Gastgeber!

Wir waren nicht in London, können aber beedien, dass die Briten es verdient hatten, zum dritten Mal olympischer Gastgeber zu sein und wenn noch irgendwo eine Goldmedaille zur Hand sein sollte, hat sie Sebastian Coe verdient, der alles arrangierte und bewies, dass er nicht nur ein großer Mittelstreckenläufer war, sondern auch ein nobelpreisverdächtiger Organisator. Dieser Gedanke brachte uns auf die Idee, ihn für den nächsten Friedensnobelpreis vorzuschlagen, denn Olympia hat bei allen Kriegen rundum, an den Frieden erinnert und zwar nachdrücklich!

MEDAILLENWERTUNG

Platz	Land	Gold	Silber	Bronze	Gesamt
1	Vereinigte Staaten	46	29	29	104
2	China	38	27	22	87
3	Großbritannien	29	17	19	65
4	Russland	24	25	33	82
5	Südkorea	13	8	7	28
6	Deutschland	11	19	14	44
7	Frankreich	11	11	12	34
8	Italien	8	9	11	28
9	Ungarn	8	4	5	17
10	Australien	7	16	12	35
11	Japan	7	14	17	38
12	Kasachstan	7	1	5	13
13	Niederlande	6	6	8	20
14	Ukraine	6	5	9	20
15	Kuba	5	3	6	14
16	Neuseeland	5	3	5	13
17	Iran	4	5	3	12
18	Jamaika	4	4	4	12
19	Tschechien	4	3	3	10
20	Nordkorea	4	—	2	6
21	Spanien	3	10	4	17
22	Brasilien	3	5	9	17
23	Weißrussland	3	5	5	13
24	Südafrika	3	2	1	6
25	Äthiopien	3	1	3	7
26	Kroatien	3	1	2	6
27	Rumänien	2	5	2	9
28	Kenia	2	4	5	11
29	Dänemark	2	4	3	9
30	Aserbaidshjan	2	2	6	10
	Polen	2	2	6	10
32	Türkei	2	2	1	5
33	Schweiz	2	2	—	4
34	Litauen	2	1	2	5
35	Norwegen	2	1	1	4
36	Kanada	1	5	12	18
37	Schweden	1	4	3	8
38	Kolumbien	1	3	4	8
39	Georgien	1	3	3	7
	Mexiko	1	3	3	7

41	Irland	1	1	3	5
42	Argentinien	1	1	2	4
	Slowenien	1	1	2	4
	Serbien	1	1	2	4
46	Tunesien	1	1	1	3
47	Dominikanische Republik	1	1	—	2
48	Trinidad und Tobago	1	—	3	4
	Usbekistan	1	—	3	4
50	Lettland	1	—	1	2
51	Algerien	1	—	—	1
	Bahamas	1	—	—	1
	Grenada	1	—	—	1
	Uganda	1	—	—	1
	Venezuela	1	—	—	1
52	Indien	—	2	4	6
57	Mongolei	—	2	3	5
58	Thailand	—	2	1	3
59	Ägypten	—	2	—	2
60	Slowakei	—	1	3	4
61	Armenien	—	1	2	3
	Belgien	—	1	2	3
	Finnland	—	1	2	3
64	Bulgarien	—	1	1	2
	Taiwan	—	1	1	2
	Estland	—	1	1	2
	Indonesien	—	1	1	2
	Malaysia	—	1	1	2
	Puerto Rico	—	1	1	2
70	Botswana	—	1	—	1
	Gabun	—	1	—	1
	Guatemala	—	1	—	1
	Montenegro	—	1	—	1
	Portugal	—	1	—	1
	Zypern	—	1	—	1
76	Griechenland	—	—	2	2
	Katar	—	—	2	2
	Moldawien	—	—	2	2
	Singapur	—	—	2	2
80	Afghanistan	—	—	1	1
	Bahrain	—	—	1	1
	Hongkong	—	—	1	1
	Kuwait	—	—	1	1
	Marokko	—	—	1	1
	Saudi-Arabien	—	—	1	1
	Tadschikistan	—	—	1	1

ZUM DRITTEN MAL LONDON

London, das vom 27. Juli bis 12. August Gastgeber der Spiele war, schrieb in den fast 120 Jahren olympischer Geschichte zwei gravierende Kapitel und hat nun ein brillantes hinzugefügt!

1908 gab London sein Debut mit einer Veranstaltung, die was ihre Dauer betraf, einmalig blieb. Die 187 Tage (27. April bis 31. Oktober) wurden nie mehr übertroffen, allerdings lassen die Zahlen nicht auf Anhub erkennen, dass man an der Themse damals faktisch Sommer- und Winterspiele austrug. Im Oktober 1908 waren zum ersten Mal auch Eiskunstlaufwettbewerbe mit Medaillen geehrt worden.

Weit gravierender als die Dauer der Spiele aber war die Tatsache, dass London in letzter Minute als „Ersatz“-Veranstalter eingesprungen war und damit faktisch die Fortsetzung der Spiele im Vierjahre-Rythmus sicherte.

BERLIN ODER ROM?

Die Vorgeschichte ist lang, illustriert aber die damalige olympische Situation. Nach dem gelungenen Auftakt in Athen waren die Spiele 1900 in Paris und 1904 in St. Louis fast zu Jahrmarktsfesten verkommen. Ursprünglich waren die Spiele 1908 nach Berlin vergeben worden, nachdem deutsche IOC-Mitglieder 1901 den Antrag gestellt hatten, sie dort auszutragen. Als 1903 überraschend Rom sein olympisches Interesse bekundete, machte IOC-Präsident Coubertin kein Hehl daraus, dass ihm die ehemalige Metropole des antiken römischen Reichs als olympische Kulisse reizvoller erschien als Berlin und tat das Nötige, um den Wechsel zu befördern. Dann aber zeigten die Römer unerklärlicherweise zunehmend weniger Interesse und im Januar 1906 löste sich das so spektakulär gebildete Organisationskomitee kommentarlos wieder auf. Nach dem verheerenden Ausbruch des Vesuv am 7. April 1906 hatte man auch ein triftiges Argument, auf die Bewerbung über Nacht zu verzichten. Italien brauchte jede Lire für den Wiederaufbau Neapels.

Also stand Coubertin plötzlich ohne Austragungsort für 1908 da, was durchaus das Ende der Olympischen Spiele hätte bedeuten können. Allerdings hatten sich inzwischen die Griechen wieder gemeldet und darauf bestanden, für alle Zeiten die „Heimat“ Olympias zu bleiben! Sie opponierten gegen Coubertins Plan, das Fest jeweils an eine andere Stadt zu vergeben und schlugen vor, den Abstand zwischen den Spielen auf zwei Jahre zu reduzieren und wollten zwischen den an andere Städte vergebenen Spielen alle vier Jahre in Athen Gastgeber sein.

DIE ROLLE FERENC KEMÈNYIS

1906 fanden in Athen die einzigen „Zwischenspiele“ der olympischen Geschichte statt. Coubertin blieb ihnen demonstrativ fern. Auch ohne ihn arrangierten die Griechen erfolgreiche Spiele. Rund 900 Aktive kämpften in 15 Disziplinen um die Medaillen. Zum ersten Mal zogen die Aktiven bei einer Eröffnungszeremonie hinter ihren Landesfahnen ins Stadion. Bei den Siegerehrungen wurden die Nationalhymnen gespielt, und zum ersten Mal wurden die Athleten gemeinsam untergebracht, womit die Idee des Olympischen Dorfes geboren wurde.

Coubertins Missbehagen über das Athener Fest war nicht unbegründet. Seine Abwesenheit hatten Rivalen nutzen wollen, um das so mühsam von ihm auf die Beine gebrachte IOC zu „reformieren“: Deutsche IOC-Mitglieder hatten mit den Schweden vereinbart, das Athener Organisationskomitee als neues IOC zu inthronisieren. Wes Geistes Kind die „Reformer“ waren, verriet allein die Tatsache, dass man das langjährige ungarische IOC-Mitglied Ferenc Kemény nicht in das neue IOC aufnehmen wollte - weil er Jude war.

Das zu erwähnen ist von Belang, denn der ungarische Pädagoge und Humanist hatte als erstes IOC-Mitglied, Kontakte zur damals gerade entstehenden Friedensbewegung geknüpft. Kemény und seine Familie wurden während des Zweiten Weltkriegs Opfer der faschistischen Judenpogrome in Ungarn.

Zurück nach Athen ins Jahr 1906 und zu Coubertins Sorgen, wer Gastgeber der nächsten Spiele werden könnte. In Athen hatten sich die Briten kaum an den „Reformvorschlägen“ beteiligt, aber bald erkannt, dass kaum eine Stadt bereit war, in der verbleibenden Frist von knapp zwei Jahren die Spiele zu übernehmen. Nach der Heimkehr der Offiziellen aus Athen führte man lange streng geheimgehaltene Verhandlungen in London und überraschte die Welt am 24. November 1906 mit der Mitteilung, die Spiele übernehmen zu wollen. Mit Lord Desborough war bereits einer der erfahrensten Organisatoren von Großveranstaltungen zum Präsidenten des Organisationskomitees gewählt worden und der entschied, dass neben den eigentlichen „Sommerspielen“ noch drei weitere Veranstaltungsphasen stattfinden sollten. Die „Frühjahrsspiele“ (Ende April bis Mitte Juni) umfassten vier Ballsportarten. Von Ende Juli bis Ende August folgten die „nautischen Spiele“ mit den Wassersportarten. Den Abschluss bildeten in der zweiten Oktoberhälfte die „Winterspiele“ mit Sportarten, die in Großbritannien traditionell hauptsächlich in der kühleren Jahreshälfte betrieben werden (Boxen und verschiedene Ballsportarten). Da eine Halle zur Verfügung stand, in der künstlich Eis erzeugt werden konnte, war es auch erstmals möglich, Wettkämpfe im Eiskunstlauf auszutragen. Coubertin machte aus seiner Begeisterung über dieses Angebot kein Hehl.

REDE COUBERTINS

Die Spiele wurden zum Höhepunkt der olympischen Geschichte. Am 31. Oktober 1908 fand im Londoner Restaurant Holborn ein Festbankett statt. Coubertin war nicht anwesend, weil er nach der Nachricht, dass seine Eltern kurz nacheinander gestorben seien, nach Hause gereist war. Sein Urteil – auch was die Zukunft der Spiele betraf – aber hatte er schon am 24. Juli bei einem Bankett der britischen Regierung geäußert: „Wir sind tief beeindruckt von dieser IV. Olympiade, die uns dank des Fleißes und der gewaltigen Anstrengungen der englischen Kollegen als Meilenstein auf dem Weg der technischen Perfektion in Erinnerung bleiben wird.“

Die Fortschritte des Komitees, in dessen Namen ich die Ehre habe zu sprechen, sind bislang bemerkenswert und rasch erzielt worden. Aber wenn ich an die Anfeindungen denke, denen wir ausgesetzt waren, an die vielen Hinterhalte, an die vielen Hindernisse, die wir überwinden mussten, an unglaubliche Intrigen und Eifersucht, die uns in den vergangenen 14 Jahren begleitet haben, glaube ich manchmal, dass dieser Kampf eine

Sportart ist, die uns von unseren Gegnern nach dem Prinzip auferlegt wird: `Ringen um jeden Preis´.

Letzten Sonntag, als in Saint-John eine Zeremonie zu Ehren der Athleten stattfand, hat der Bischof von Pennsylvanien in begeisternden Worten wiederholt: bei den olympischen Spielen ist nicht der Sieg entscheidend, sondern die Teilnahme. Merken wir uns, meine Herren, diese starken Worte wohl.

Das Wichtige im Leben ist nicht der Sieg, sondern der Kampf. Das Entscheidende ist nicht jemanden besiegt zu haben, sondern sich gut geschlagen zu haben. Der Internationalismus, so wie wir ihn verstehen, besteht aus der Verehrung der Heimatländer und dem edlen Wettkampf der Sportler, deren Herzen höher schlagen, wenn als Lohn ihrer Arbeit die Landesfarben an den Masten hochgezogen werden. Auf Ihre Länder, meine Herren, auf den Ruhm Ihrer Fürsten, auf die Größe ihrer Regentschaft, auf den Wohlstand ihrer Regierungen und Völker.“

DIE ERSTE ANTI-DOPING-REGEL

Am 24. Juli war der Marathonlauf ausgetragen worden. Wenige Schritte vor dem Ziel war der Italiener Pietri vor Schwäche zusammengebrochen, hatte sich aber wieder aufgerafft und war von übereifrigen Helfern über die Ziellinie geführt worden, was ihm die Disqualifikation eintrug. Für die Akribie, mit der die Engländer die Spiele vorbereitet hatten, sprach die Tatsache, dass sie allein für den Marathonlauf ein 11 Punkte umfassendes Reglement formuliert hatten. Die erste Regel lautete: „1. Der Marathonlauf von 42 Kilometern wird auf einem auf öffentlichen Straßen von der Amateur-Athletik-Assoziation markierten Kurs gelaufen und endet auf der Aschenbahn des Stadions, wo noch eine Runde zu laufen ist.“ Regel 4: „Kein Teilnehmer darf am Start oder im Verlauf des Rennens Drogen zu sich oder entgegennehmen. Die Verletzung dieser Regel führt zur unwiderruflicher Disqualifikation.“ Nicht auszuschließen, dass dies die erste internationale Antidopingregel war, die allerdings davon ausging, dass Kampfrichter beobachtet hätten, wie ein Läufer eine Dopingpille schluckte. Die Disqualifikation Dorandos – die Eintragung seines Namens in die Startliste war einer der wenigen Fehler, die den Veranstaltern unterlief, denn er hieß nicht Dorando Pietri sondern Pietri Dorando – hatte die Gemüter im Stadion ereifert, zumal einer der als „Helfer“ an der Disqualifikation „Mitschuldigen“ Sir Conan Doyle – der Erfinder von Sherlock Holmes – war. Die britische Königin Alexandra zeichnete Dorando während der offiziellen Siegerehrung für den US-Amerikaner Hayes in der Königsloge mit einem goldenen Pokal aus und ertete dafür minutenlangen Beifall.

DIE STIEFEL DER TAUZIEHER

Bei aller Mühe, die sich die Briten gegeben hatten, faire Spiele zu organisieren - bei vorangegangenen hatten sich die Gastgeber oft unlautere Vorteile verschafft – kam es auch in London zu Konflikte auslösenden Kontroversen. Hoch schlugen die Wogen des Regelstreits zwischen den Briten und den Amerikanern in der Leichtathletik. Nach dem 400-m-Lauf drohten die Amerikaner sogar mit der Abreise. „In der Leichtathletik“, schrieb Coubertin hinterher, „erreichte das anglo-amerikanische Duell seinen Höhepunkt. Man trug es von beiden Seiten mit solcher Erbitterung und Wut aus, dass man hätte meinen können, alle historischen Erinnerungen seien wieder erwacht und die nationale Ehre stünde auf dem Spiel.“

Wie hektisch die Atmosphäre war, verrät auch ein Protest, der von amerikanischer Seite gegen die siegreiche britische Mannschaft im Tauziehen eingereicht worden war. Angeblich hätten die Londoner Polizisten - die Mannschaft der City Police gewann die Goldmedaille - Spezialschuhe getragen. In einem offiziellen englischen Bericht dazu heißt es: „Die Amerikaner waren prächtige Athleten, aber sie hatten nicht die geringste Ahnung davon, wie man eine Schlaufe richtig verankert. Sie waren beim besten Willen für diese Disziplin nicht zu gebrauchen und waren natürlich sehr überrascht, wie wenig ihre Kraft gegen die Geschicklichkeit auszurichten vermochte. Die englischen Polizisten trugen normale Schuhe. Als sie von dem Protest hörten, erklärten sie sich bereit, in Socken anzutreten.“

Festzustellen ist dennoch vor allem: Mit London waren die Olympischen Spiele auf feste Gleise gerollt. Stockholm setzte das 1912 fort, Olympia war endgültig auf der Siegerstraße!

LONDON 1948: WIEDER RETTER IN DER NOT

1936 nutzte Hitler die Spiele, um der Welt seine Kriegspläne zu verschleiern und der Zweite Weltkrieg brachte den Rhythmus der Spiele ins Schlingern. Erst musste Helsinki die Spiele 1940 absagen, dann überfiel Japan China und die inzwischen nach Tokio vergebenen Spiele wurden abgesagt. Im Juni 1939 stimmte das IOC dessen ungeachtet über die Spiele 1944 ab und vergab sie nach London. Als der Zweite Weltkrieg vorüber war, übernahm London ohne Abstimmung die Spiele 1948. Ein gewagtes Vorhaben, denn inzwischen tobte der „Kalte Krieg“ und gefährdete auch Feste wie die Olympischen Spiele. Auch in London wehte der eiskalte Wind des Antikommunismus, aber es fanden sich dennoch genügend Anhänger der olympischen Idee, die sich davon nicht beeindruckt ließen. An eine Teilnahme der Sowjetunion war allerdings noch nicht zu denken, schon weil das IOC Hemmungen demonstrierte, und die zu einer anderen Gesellschaftsordnung tangierenden Länder Osteuropas wurden mit Zurückhaltung empfangen, was Athleten wie Emil Zatopek zu spüren bekamen.

Ein neues Stadion stand nicht zur Verfügung. So musste man auf den guten alten Wembleyground zurückgreifen, konnte aber nicht einmal nötige Umbauten vornehmen, weil das Stadion inzwischen einem Windhundrennen-Unternehmen gehörte, das sich nicht sehr kooperativ zeigte. Für die Boxer und Ringer fand man einen originellen Ausweg: Nach den Wettkämpfen der Schwimmer wurde im Wembley-Bad ein „Ponton“ verankert, auf dem man den Ring und die Matte verankerte.

Vor allem aber wusste man nicht, wie man die Athleten entsprechend versorgen könnte. Die Schweden trugen sich mit der Absicht, ihre Mannschaft in Göteborg zu stationieren und die beteiligten Athleten täglich nach London zu fliegen. Doch dann wurde eine große europäische Aktion gestartet. Allein Dänemark lieferte 160.000 Eier. Die amerikanische Schwimmerin Brenda Heiser erinnerte sich: „Wir erwarteten ein England wie im Märchenbuch und Engländer wie die in England geborenen Hollywood-Filmstars. Aber England war düster, schäbig und verunstaltet, genauso wie die Nerven der Menschen. Unser Olympisches Komitee hatte als eine Geste des guten Willens beschlossen, ihr Los zu teilen. Wir sollten die gleichen Rationen wie die Engländer essen.“ Immerhin hatte das britische Ernährungsministerium entschieden, die Athleten

entsprechend der geltenden Lebensmittelkarten für Schwerarbeiter zu versorgen. Die Amerikanerin klagte, dass ihre Mannschaft die einzige war, die sich daran hielt. „Unsere erbärmliche Verpflegung war kein Geheimnis. Die Argentinier aßen fette Steaks und bei uns waren Steaks, die wie Schuhabsätze sahen, für die reserviert, die ein Finale bestritten.“

NUR SCHNEEWEISSE TAUBEN

Der 29. Juli war der Tag der Eröffnung. Der Hürdenolympiasieger von 1928, Lord Burghley, hielt die Eröffnungsrede: „Eine Traumvision ist heute schöne Wirklichkeit geworden. Als der Krieg, der die ganze Welt erfasst hatte, 1945 zu Ende ging, waren so viele Organisationen und Institutionen verschwunden, nur die stärksten haben überlebt. Wie, so haben sich viele gefragt, wie hat sich die große olympische Bewegung gehalten? Hier und heute in dieser großen Arena sind 4000 Athleten versammelt, die Blüte der Jugend der Welt, aus 59 Nationen. Sie sind dem Ruf gefolgt, und sie geben die Antwort auf diese Frage. Sie sind der Beweis für die Stärke der olympischen Bewegung.“

5000 Tauben - man hatte nur ganz weiße ausgesucht - stiegen in den Himmel dieses großen Nachmittags. Die ersten Spiele der Nachkriegszeit hatten begonnen, und die Welt hoffte, dass die Kette der Olympischen Spiele nicht mehr durch Mord und Terror unterbrochen würde!

DIE NIEDERLÄNDISCHE „KÖNIGIN“

Die Niederländerin Fanny Blankers-Koen war bei den Leichtathletinnen favorisiert, übertraf aber alle Erwartungen. Die 30-jährige Mutter zweier Kinder holte vier Goldmedaillen und den „Titel“ „fliegende Hausfrau“. Ihr Londoner „Programm“:

Sonnabend: 100 m - 12,0 s

Montagmittag: 100 m - 12,0 s

Montagnachmittag: 100 m - 11,9 s, Olympiasieg

Dienstag: 80 m H - 11,3 s

Mittwochmittag: 80 m H - 11,4 s

Mittwochnachmittag: 80 m H - 11,2 s, Olympiasieg

Donnerstag: 200 m - 25,7 s

Freitagmittag: 200 m - 24,3 s

Freitagnachmittag: 200 m - 24,4 s, Olympiasieg

Sonnabend: 4x100 m - 47,6 s

Sonntag: 4x100 m - 47,5 s, Olympiasieg

Elfmal ging sie an den Start, und elfmal kehrte sie als Siegerin zurück! Ihr größtes Rennen lief sie in der Staffel: Als sie den Stab als letzte Läuferin der Niederlande übernahm, lagen die australische Schlussläuferin fünf Meter, die britische gut drei Meter und die kanadische zwei Meter vor ihr. Auf den letzten Metern ließ sie alle hinter sich. 1999 wählte die International Association of Athletics Federations (IAAF) Fanny zur Leichtathletin des Jahrhunderts. Später litt sie an Altersdemenz und verbrachte ihre letzten Lebensjahre in einem Pflegeheim in Hoofddorp, wo sie am 25. Januar 2004 im Alter von 85 Jahren verstarb.

DAS GAILLY-DRAMA

Viele der Großen von einst fehlten in London. Sie waren auf den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkriegs begraben worden.

Der Marathonlauf bereicherte die Geschichte dieser Prüfung um ein weiteres dramatisches Kapitel. Manches glich dem tragischen Finale, das vier Jahrzehnte zuvor Hunderttausende erregt hatte: Der erste, der auf die Aschenbahn kam, taumelte mehr, als er lief: Der Belgier Etienne Gailly. Bleich und seiner Sinne kaum mehr Herr, quälte er sich zum Ziel. Der Rest von Willen aber, der noch in ihm steckte, war nicht mehr stark genug, die Muskeln zu kontrollieren. Ein Läufer glitt an dem taumelnden Belgier vorüber und Sekunden darauf noch ein zweiter. Der Mann, der als erster die Aschenbahn betreten hatte, wurde nur Dritter, der Sieger Delfo Cabrera und kam aus Argentinien.

Doch der belgische Fastsieger wurde zwei Jahre später ein Opfer des nächsten Krieges! Die USA hatten, ihre Vormachtstellung in der UNO nutzend, eine „UNO-Streitmacht“ für Korea beschließen lassen, die dort nur für US-amerikanische Interessen kämpfte. Gailly – Belgien gehörte schon zur NATO – geriet in diese Armee. Eines Nachts schleppten ihn Freunde schwerverletzt vom Schlachtfeld. Noch im Lazarett wusste er, dass er nie wieder auf einer Aschenbahn würde laufen können: Man hatte ihm einen Fuß amputieren müssen!

Auf dem Weg nach London hatte die olympische Flamme zum ersten Mal in der Geschichte am Grabmal eines Unbekannten eine Nacht verbracht. Das war in Brüssel gewesen, wo der Oberbürgermeister und der britische Botschafter im Schatten des Feuers derjenigen gedacht hatten, die weltweit in Soldatengräbern ruhten – und nicht ahnen konnten, dass ein Belgier schon bald nach Olympia ein Opfer eines weiteren Krieges werden sollte!

DER DRITTE ANLAUF

Als London sich zum dritten Mal um die Spiele bewarb war kein Mangel an Kandidaten. Bis zum Ablauf der Meldefrist am 15. Juli 2003 hatten sich neun Städte beworben: Havanna, Istanbul, Leipzig, London, Madrid, Moskau, New York, Paris und Rio de Janeiro. Nach der Überprüfung durch eine Evaluationskommission schieden Havanna, Istanbul, Leipzig und Rio de Janeiro aus. Im Verlauf der 117. IOC-Session in Singapur fand die Wahl am 6. Juli 2005 statt. Die erste Bewerbungsrede hielt Frankreichs Staatspräsident Jacques Chirac, für New York warb Hillary Clinton, danach wandte sich der russische Präsident Putin per Video in englischer Sprache an das IOC.

Der erste Wahlgang endete mit 22 Stimmen für London, 21 für Paris, 20 für Madrid. Im zweiten erreichte Madrid 32 Stimmen, London 27, Paris 25. Im dritten Wahlgang schied Madrid (31) hinter Paris (33) und London (39) aus. Im letzten erreichte London 54 Stimmen und Paris 50.

Eingeweihte schrieben das Ergebnis vor allem dem Umstand zu, dass London mit dem Mittelstrecken-Olympiasieger Sebastian Coe einen Mann zum Chef des Organisationskomitees berufen hatte, der eine kluge, weil sachliche Werbekampagne gesteuert hatte.

Seit der erfolgreichen Bewerbung plädierte er in vielen Ländern für wirksame Aktionen zugunsten der Jugend. Er stellte das Sport-, Erziehungs- und Gesundheitsprogramm „Internationale Inspiration“ vor, das inzwischen rund zwölf Millionen Kinder in 20 Nationen erreicht haben soll. In Bangladesch waren nach der

Flutkatastrophe Zehntausende Kinder ertrunken, weil sie nicht schwimmen konnten. Mit Schwimmunterricht soll solchen Katastrophen nun begegnet werden.

AUCH GIFTMÖRDER AM START

Aber nicht alles in London trägt olympischen Glanz! Seit 1984 werden die Spiele bekanntlich hemmungslos vermarktet. Umso empörender war, dass die Olympiastadt den weltweit operierenden Chemieriesen Dow Chemical in den Kreis der Millionensponsoren aufnahm. Er hatte nicht nur die Katastrophe im indischen Bhopal – 20.000 Tote – mit zu verantworten, sondern auch den mörderischen Entlaubungskrieg gegen Vietnam.

Dow Chemical führte im Vorfeld der Spiele als „Begründung“ ins Feld, dass das Unternehmen die Firma Union Carbide erst Jahrzehnte nach dem Vietnamkrieg erworben habe. Sebastian Coe ignorierte das nicht, meinte aber: „Ich bin zu dem Ergebnis gekommen, dass Dow Chemical zum Zeitpunkt des Unglücks in Bhopal und während der entscheidenden Auseinandersetzungen nicht verantwortlich war“. In Indien ist man anderer Meinung. Einer der berühmtesten Hockeyspieler und auch olympischer Goldmedaillen-Gewinner, Aslam Sher Khan, wandte sich nun an Sonia Gandhi.

Es ist kaum damit zu rechnen, dass sich die Londoner Stadien ohne die Werbung des Chemieriesen präsentieren werden oder dass das Internationale Olympische Komitee dem Sponsor noch „kündigen“ wird, aber auch Olympia ist längst zum Faktor der Marktwirtschaft geworden, und Coubertin würde sich im Grabe umdrehen, wenn er das noch erlebt hätte.

Vor allem aber erhöhte sich das Risiko, ungestörte Spiele zu erleben. Dass die Briten in letzter Stunde das Aufgebot der die olympischen Anlagen sichernden Kräfte verstärkte, signalisierte, wie ernst Scotland Yard seine Aufgabe nimmt. Dass sogar aus Afghanistan zurückgekehrte Soldaten eingesetzt werden – die dort Krieg führten und nun das Weltfriedensfest des Sports sichern helfen sollen – ist ein Aspekt, den die olympische Geschichte noch nicht erlebt hat.

1964: HABEN UNSERE SPORTLER VERSAGT?

Auszüge des folgenden Artikels von Frank Rohde erschienen in der Stuttgarter „Sport-Illustrierten“ (24.8.1964) und werden zitiert weil sie überzeugend an die damalige Situation im deutsch-deutschen Sport erinnern, als noch niemand auf die Idee gekommen war, die Erfolge des DDR-Sports dem Doping und der „Stasi“ zuzuschreiben. Vor den Olympischen Spielen 1964 in Tokio hatte die DDR zum ersten Mal die Mehrheit in der sogenannten gesamtdeutschen Mannschaft gestellt. Sie stellte damit zum ersten Mal den Chef de Mission des Teams. Um den hatte es schon 1956 einen endlosen Streit gegeben. Der Vorschlag der DDR, sie stelle ihn bei Winterspielen und die BRD bei Sommerspielen war nach bundesdeutscher Intervention vom IOC abgelehnt worden. Man entschied: Den Chef de Mission stellt das Land, das die Mehrheit der Athleten stellt. Nach Cortina, Melbourne, Squaw Valley, Rom und Innsbruck erreichte die DDR in Tokio zum ersten Mal diese Mehrheit, was in der Bundesrepublik viel Vorwürfe gegen die eigene Sportführung auslöste. Vielleicht, weil auch die BRD-Mannschaft hinter dem Mitglied des ZK der SED, Manfred Ewald – Präsident des DDR-Sportbundes – ins Stadion marschierte. Die „Sport-Illustrierte“ hatte „Klartext“ gedruckt.

Der Herr Geschäftsführer sprach ins Mikrofon, die Stimme klang entschlossen: „Wir werden die Angelegenheit von einem unabhängigen Rechtsanwalt untersuchen lassen.“ Er sah gut aus, er paßte in die Landschaft - Sonne und See und eine steife Brise: Die Rede war von verleumderischer Beleidigung und übler Nachrede, die Drohung Schadenersatz marschierte im Geiste mit. Eine Schlagzeile hatte gelautet: „Geblieden ist ein handfester Kater.“

Dr. Wolfgang Franke sprach für die Segler und für den westdeutschen Segler-Verband, und sein Zorn holt sich Nahrung aus der Zweideutigkeit der Schlagzeile und dem, was sich dahinter verbarg: Wodka und Krimsekt, Budweiser Bier und Burgunder, bezogen aus volkseigenen Beständen des Rostocker „Hotels am Bahnhof“ und der Warnemünder „Atlantik-Bar“. Allerdings - auch ohne augenzwinkernden Hinweis auf Räusche und Regatten läßt sich eins nicht verhehlen: Der Kater hat sich in den letzten Wochen, während der zahlreichen vorolympischen Planspiele zwischen Ost und West, ganz eindeutig zum Wappentier des westdeutschen Sports entwickelt.

Es war fast immer derselbe Vorgang, nach jeder neuen Ausscheidung, nach jedem neuen Reinfall. Man zählte die Häupter seiner Lieben, man addierte, man verglich, hie Ost, hie West, und immer bekam man eine Rechnung präsentiert, die einfach unglaublich erschien: Seit 1956, als sich die erste gesamtdeutsche Olympia-Mannschaft in Melbourne bei einer Gesamtstärke von 178 Athleten aus 141 westdeutschen und nur 37 mitteldeutschen Sportlern rekrutierte, und seit 1960, als die 327 Olympiakämpfer für Rom nur noch in 194 Fällen aus Westdeutschland und schon in 133 Fällen aus der Sowjetzone stammten, hat sich das Verhältnis zugunsten der mitteldeutschen Athleten verschoben, bis hin zu einem deutlichen Plus von 96:66 auf halber Strecke der Ost-West-Ausscheidungen.

Dazu der Ratzeburger Ruder-Professor Karl Adam: „Eine beschämende Tatsache“, und er verwies in diesem Zusammenhang auf die 55 Millionen Einwohner in der Bundesrepublik und auf die 17 Millionen in der Sowjetzone. Der Sommer 1964 sollte eigentlich ein olympischer Sommer wie jeder andere für die westdeutschen Sportler werden. Aber plötzlich waren in jenem Ost-West-Schauspiel, in dem sie sich - Macht der Gewohnheit - von vornherein die Hauptrollen reserviert hatten, für die meisten nur noch Statistenplätze frei, die nicht mehr zur Teilnahme an der Tournee nach Japan berechtigten. Im Sommer 1964 war alle: anders, oder anders ausgedrückt: Diesmal waren die anderen besser: Der westdeutsche Sport hat - das ist getrost zu verallgemeinern - versagt, nicht nur so, sondern mit Pauken und Trompeten, und zwar aus einem ganz bestimmten Grund: Er lieferte mit seinen Niederlagen der Sowjetzone begehrtes Material zu einer sicherlich fragwürdigen, aber nichtsdestoweniger eifrig verbreiteten These, die an westdeutschen Sportler-Stammtischen und in hiesigen Funktionärs-Kanzleien gar nicht geschätzt ist und die man dementsprechend auch nach der Art des feinen Mannes mit Verachtung straft.

Allen voran Willi Daume, oberster westdeutscher Sportfunktionär, Präsident des Deutschen Sportbundes und des Nationalen Olympischen Komitees. „Vielleicht erledigt sich ... Ihr Vorschlag von selbst, durch einen Wettbewerb um sportliche Höchstleistungen in den beiden Teilen Deutschlands festzustellen, wo das bessere politische System ist“, hatte Daume „mit sportlichem Gruße“ seinem Kollegen Rudi Reichert, dem Präsidenten des Deutschen Turn- und Sportbundes, Berlin 02 (Ost), Brüderstraße 5-6, unter dem 5. August 1958 geschrieben und gleichzeitig hinzugefügt: „Wie in totalitären Staaten Höchstleistungen gezüchtet werden, ist hinlänglich bekannt, auch wie Sie das zur Zeit machen. Es imponiert uns nicht.“

Im Sommer 1964 imponierte es doch.

Westdeutschlands Segler-Präsident Dietrich Fischer zum Beispiel: „Die Segler der Zone haben durch intensives Training viel erreicht. Ihre Jollensegler sind wirklich erstklassig.“ Der westdeutsche Sport hat sich mit einer neuen und zugleich für ihn unbequemen Situation abzufinden: Mit dem Plus in den gesamtdeutschen Ausscheidungen ist die Sowjetzone nach beinahe zwölfjährigem Querfeldeinrennen an ihrer sportlichen Endstation Sehnsucht angekommen. Sie wird mit ihren innerdeutschen Erfolgen hausieren gehen, sie wird die von ihr propagierte Überlegenheit des sowjetzonalen kommunistischen Regime nicht mehr länger nur mit ideologischen Spruchweisheiten untermauern, sondern mit den Zahlen der Ost-West-Qualifikationen schwarz auf weiß dokumentieren zum erstenmal in Tokio, und die ganze Welt wird es erfahren. Soweit der Hintergrund zu den Niederlagen dieses Sommers. Wo aber liegt der Grund?

PERFEKTE VERSAGER

Es liest sich wie eine sportliche Bankrott-Erklärung: Die Fußballer enttäuschten, die Wasserballer spielten unter Niveau, und die Hockeyspieler, 1963 noch zur Mannschaft des Jahres hochgelobt, sorgten für eine Sensation, als auch sie es nicht schafften; die Boxer konnten sich gegenüber den Tagen vor Rom nicht steigern, ebensowenig wie die Schützen, die Turner verloren an Boden, den Seglern erging es noch schlimmer, so schlimm, daß am Ende ein Skandal stand, und die Turnerinnen schließlich versagten, wie man perfekter gar nicht versagen kann. (...)

Wir lasen bei anderen: „Der Deutsche Segler-Verband wird in Zukunft die Olympiakandidaten vorher fragen müssen, ob sie auch bereit sind, um eine Olympia-Fahrkarte zu kämpfen. Ob sie Trainingslager und Drill auf sich nehmen und selbst im

Wettkampf sich mannschaftsdienlichen Anweisungen unterwerfen wollen. Wer hier ja sagt und Segeln als Kampfsport erwählt, wird dem fröhlichen Regattatreiben entsagen müssen" (Hamburger Morgenpost).

Warnemünde und Travemünde offenbarten die Sünden des Deutschen Segler-Verbandes:

1. Der Verband hat sich - seiner Einstellung gegenüber den Aktiven entsprechend - zuwenig um seine Spitzenathleten und deren Vorbereitung gekümmert. Im vergangenen Jahr waren zwar versuchsweise Lehrgänge unter der Leitung erfahrener Regattasegler eingeführt worden - man hatte von Talentförderung, von Konditionstraining und ähnlichen nützlichen Dingen geschwärmt, aber die Tendenz war lustlos gewesen: Ein interessierter Flying-Dutchmen-Segler reiste runde tausend Kilometer an die Ostsee, um schließlich feststellen zu müssen, daß der Lehrgang nicht mehr auf dem Programm stand. Dagegen die Zone: Seit den Tagen von Rom werden die besten Segler in Rostock und Ostberlin in den dortigen Klubs (Vorwärts und Empor Rostock und TSC Berlin) zusammengezogen und in regelmäßigen Lehrgängen ausgebildet. Der Westdeutsche Dr. Wolfgang Franke: „Der Aufwand an Zeit und Geld hat sich erfolgsbringend für die Segler der Sowjetzone ausgezahlt.“

2. Der Verband hat den Gegner nicht ernst genommen und ist so schlecht unterrichtet und mit mangelhafter Taktik in die Ausscheidungs-Regatten gegangen, sonst wäre er nicht so sehr von den Raffinessen östlicher Prägung überrumpelt worden.

Dagegen die Zone: Sie hatte vor den Ausscheidungen jedes Manöver tausendfach geprobt und auch das berühmt-berüchtigte Mannschaftssegeln konsequent bis zur Perfektion einstudiert. Der Westdeutsche Dr. Wolfgang Franke: „Die Fortschritte sind unverkennbar und waren von uns in diesem Maße nicht erwartet worden.“

DIE HOCKEY-SENSATION

Nur eines hörte man nicht, und gerade das hätte der Normalverbraucher des Sports zu gern gehört: was der Segler-Verband zu seinen eigenen Versäumnissen zu sagen hat. Für die Sensation sorgten die Hockeyspieler. Dies ist ihre Geschichte mit allen Kümmernissen. „Und wenn wir noch eine Stunde gespielt hätten - wir hätten kein Tor geschossen.“ Das Geständnis kam vom Halbrechten Schuler aus Nürnberg. Soeben war in Jena der Pfiff ertönt, der es genug sein ließ des grausamen Spiels: 140 Minuten Hockey in zwei Raten, aufgeteilt auf Westberlin und Jena. Aber es folgten zwei weitere Raten, noch einmal 140 Minuten, und am Ende stand die bittere Erkenntnis, dass zwei Jahre intensiver Arbeit umsonst waren, ohne Lohn. Die Niederlage fällt zurück auf einen Mann mit lichtem Scheitel, der im Herbst 1963 in Frankfurt vor dem wissenschaftlichen Ausschuss des Nationalen Olympischen Komitees glaubhaft darlegte, dass er sich als Trainer der westdeutschen Hockeymannschaft im Olympiajahr nicht empfehlen könne, und dann - wie aus böser Vorahnung - bekannte: „Ich habe Angst vor der Olympia-Qualifikation mit der Sowjetzone.“ Hugo Budinger wurde dennoch Bundestrainer. Wenige Monate später, Anfang 1964, kam der Mann erneut zu Wort: „Unsere Aktiven spielten, als wüssten sie nicht, um welchen hohen Preis es in diesem Olympiajahr geht.“ Hugo Budinger meinte die wenig erfreulichen Leistungen beim 1:1 gegen Belgien in Köln und fand seine Vorahnungen bestätigt. Den nächsten Ausspruch tat der Mann am 7. Juni 1964, nach dem ersten Spiel und dem 4:2-Sieg seiner westdeutschen Schützlinge gegen die Zone in Berlin. „Etwas völlig Neues habe ich im Spiel der Mitteldeutschen, im Vergleich zu 1960, nicht gesehen.“ Hugo Budinger war auf dem Wege, seine Angst vor der Zone und seine Komplexe, die er seit 1960 und seit vier Ausscheidungsspielen gegen die Zone in diesem Jahr hatte, zu überwinden.

Acht Tage später, nach einer 0:1-Niederlage in Jena, hieß es lapidar bei ihm: „Ihr macht euch viel Arbeit.“ Hugo Budinger zweifelte wieder und stand vor der schweren Aufgabe, seinen Spielern für zwei weitere Kämpfe Ruhe und Kraft zu vermitteln.

Der letzte Satz des Mannes klingt nach Bankrott und ist auch nicht anders zu interpretieren, nachdem die westdeutsche Mannschaft, der hohe Favorit, ausgeschieden war: „Vielleicht spielte dieser Stamm zum letztenmal zusammen.“

(...) Fehlt noch das Stichwort Fiasko.

Es spielte in Wolfsburg. Sieben gutgebaute junge Mädchen waren angetreten, um sich zu blamieren - so wie Irmgard Förster es befahl. Frau Irmgard Förster verkörpert die Frauenführung des westdeutschen Turner-Bundes und damit den Rückschritt.

Den Fortschritt demonstrierten an jenem Tag in Wolfsburg sieben andere gutgebaute junge Mädchen; sie waren die Vertreterinnen der DDR und Weltklasse. Wo sie Beifall kassierten, Bravo-Rufe und laute Bewunderung, da mussten sich die westdeutschen Turn-Twens mit Mitleid begnügen. Sie tun mir so leid, schien es im Echo von den Rängen zu tönen, und immer wieder: die armen, armen Mädchen. Währenddessen saß die versammelte Frauenführung wie hypnotisiert von den Leistungen der anderen und daher regungslos und sprachlos am Rande des Fiaskos und tat nichts, der Blamage ihrer Schützlinge ein Ende zu bereiten.

Wenig später reisten sie sogar nach Schwerin, zur Neuauflage des Fiaskos.

Frau Irmgard Förster und ihr Vorstand konnten ausgiebig studieren, was man in der Bundesrepublik von ihrem Treiben hielt:

„Für den Deutschen Turnerbund kann es jetzt nur entweder - oder geben. Endgültig zu verzichten oder wissenschaftlich und methodisch von der Jugend her intensiv neu aufzubauen. Nach dem ‚alten Zopf‘ kann man wohl noch Turnfestspiele bestreiten, aber keine Olympia-Qualifikationen“ (Berliner Morgenpost).

(...)

Unsere Bemerkungen zu drei Stichworten und drei Sportarten galten der Antwort auf die Frage: Wo liegt der Grund für das Versagen des westdeutschen Sports? So also sieht die Antwort aus:

1. Bei den Verbänden, die teilweise eine veraltete, teilweise eine lasche Einstellung zum modernen Leistungssport haben.
2. Bei den Verbänden, die sich nicht oder nur wenig um die Vorbereitungen ihrer Spitzenathleten kümmern.
3. Bei den verantwortlichen Trainern, die in vielen Fällen ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind.
4. Bei den Aktiven, die nicht bereit sind, sich den Erfordernissen ihres Sports und den Anordnungen des Verbandes oder des Trainers unterzuordnen und beharrlich auf Individualismus pochen.

Da mag sich keine Sportart zu früh freuen; weiße Westen sind im olympischen Sommer selten. Dürfen es einige Sünden mehr sein? In Stichworten? Und in anderen Sportarten?

Boxen: Gerhard Dieter aus Berlin, einer der großen Favoriten nicht nur für das Ausscheidungs-Rangeln, sondern für Tokio selbst, scheiterte an einem Mann namens Winter, Heiko Winter, weil die Leute vom Zonen-Verband cleverer waren als die Kollegen aus dem Westen. Sie hatten alle westdeutschen Boxer lange vorher unter die Lupe genommen, per Film auf Herz und Nieren geröntgt und dann genau den Boxer als Gegner für den Favoriten Dieter ausgesucht, dessen Stil diesem am unbequemsten sein

mußte. Weiter: Der westdeutsche Verband dagegen und seine Trainer waren ahnungslos, der Name Heiko Winter sagte ihnen nichts.

DER TRAINER SCHWIEG

Wasserball: Als die Sieben der Bundesrepublik durch ein 2:2 gegen die Zone in Wuppertal Olympia-Hoffnungen begraben mußte, saß Trainer Miklos Sarkany am Beckenrand und schwieg sich aus, weil er nichts zu sagen hatte: Ausgerechnet während der Ausscheidungen waren seine Schützlinge so schwach gewesen wie nie zuvor, regelrecht ausgebrannt, und ausgerechnet in den beiden Spielen gegen die Zone hatten sie völlig vergessen, einschließlich ihres Trainers, daß ein Wasserballspiel auch den Angriff kennt.

Fußball: Präsident Willi Daume selbst zog den westdeutschen Fußballbund zur Rechenschaft, nachdem dessen Vertretung gegen die Zone ausgeschieden war. Sein Vorwurf an die Adresse des Verbandes: man habe sich zu wenig um die Amateure und Olympia gekümmert und nur auf die Bundesliga und das Geschäft gestarrt .

Ringen: Auf der Einladung zu den Ost-West-Ausscheidungen in Zwickau und Hof lasen die Tokio-Kandidaten den frommen Wunsch:hoffe, dass Sie sich gut vorbereitet haben." Absender war Bundestrainer Jean Földeak, der es eigentlich hätte wissen müssen: Hier endet ein Kapitel Schuld.

Klettern wir auf der Suche nach den Gründen der Niederlage eine Treppe höher, klopfen wir beim Deutschen Sportbund und beim Nationalen Olympischen Komitee an, jenen Körperschaften, von denen die erste verantwortlich ist für den gesamten Sport in der Bundesrepublik und damit auch für den Hochleistungssport und die andere ausschließlich für die Belange Olympias.

Von ihrem gemeinsamen Präsidenten Willi Daume stammt die Parole: „Lieber ein Volk von Sportlern als ein Volk von Weltmeistern.“ Sie stammt aus jüngster Zeit, aus dem Olympia-Sommer 1964. Dennoch: Willi Daume ist nicht zufrieden mit den Ergebnissen dieses Sommers; das offenbarte die Rüge für die Fußballer, das zeigte auch sein Einschalten in den Segelskandal.

Aber hat er selbst ein reines Gewissen, tut die westdeutsche Sportführung wirklich alles, um Erfolge auf dem Gebiet des Hochleistungssports zu garantieren. Es ist Kritik laut geworden in den letzten Wochen der Enttäuschungen, Kritik, die besagt, dass zuviel an Herrn Jedermann gedacht, dass seit 1961 zu häufig vom „Sport als Medizin für das sitzengebliebene Volk“ gesprochen werde und dass sich der Leistungssport als Mauerblümchen zu betrachten habe, ganz im Gegensatz zu anderen Ländern. (...)

Karl Adams Appell

„Bei uns in der Bundesrepublik wird der Sport nicht, als ein Mittel der Politik missbraucht“, sagte Höcherl auf dem DSB-Bundestag. Das muss jedoch nicht heißen, dass dem Leistungssport in Westdeutschland der Gürtel so eng geschnallt wird, bis wir mit anderen Nationen nicht mehr mithalten können.

Auch in Frankreich, in der Schweiz und in den USA wird der Sport nicht politisch missbraucht, aber es hat sich schon lange die Erkenntnis durchgesetzt, dass Niederlagen im Sport sich sehr negativ auf das Prestige einer Nation auswirken können, vor allem politisch. Die Niederlagen der Westdeutschen bei den Ost-West-Ausscheidungen sind unter anderem unter diesem Gesichtspunkt zu sehen.

„Dem Zonenfunktionär“, so erzählt Ruder-Erfolgs-Trainer Karl Adam, „habe ich gesagt: Mir tun Sie in der Eroberung der Majorität in der gemeinsamen Olympiamannschaft einen Gefallen; vielleicht werden dadurch einige Schlafmützen geweckt.“

BUNDESREGIERUNG VERURTEILT

Im Sport sind Prozesse keineswegs selten, denn trotz der umfangreichen Regelwerke ist der Sport gegen Regelverletzer kaum gefeit. Jetzt fällt das höchste Gericht der Bundesrepublik sogar ein Urteil gegen die Regierung der Bundesrepublik, weil sie – verknüpft formuliert – durch die Gauck-Behörde veranlasst worden war, einen Trainer zu bestrafen, was – so das höchste Gericht nun – rechtswidrig war. Verständlich, dass der Schuldspruch dies nicht auf Anhieb erkennen lässt, aber faktisch bleibt keine andere Deutung dieser Entscheidung.

Da sich das Verfahren sechs Jahre hinzog und in dieser Zeit zahlreiche Gerichte beschäftigt, wird jeder juristische Laie seine liebe Not haben, den Kern des Urteils noch treffend einzuordnen, zumal die Bundesregierung verständlicherweise darauf verzichtete, es umfassend in der Öffentlichkeit zu erörtern.

Das sogenannte Stasi-Unterlagen-Gesetz (offiziell: Gesetz über die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik) war am 14. November 1991 vom Bundestag verabschiedet worden und wurde seitdem in einer Weise praktiziert, die Betroffenen wenig Möglichkeiten bot, sich juristisch zur Wehr zu setzen. Jegliche Tätigkeit des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR wurde als strafbare Geheimdiensttätigkeit bewertet, die ins Feld geführten „Akten“, aber nie auf ihre Glaubwürdigkeit untersucht.

Nun wurde ein Urteil gefällt, das im Grunde alle zuvor gefällten fragwürdig erscheinen lässt. Der durch das Urteil Freigesprochene heißt Ingo Steuer (*1966), wuchs in Karl-Marx-Stadt auf, wurde mit 18 Jahren Junioren-Weltmeister im Eiskunst-Paarlaufen, 1995 mit Mandy Wötzel Europameister, 1996 Vizeweltmeister und 1998 bei den Olympischen Spielen in Nagano Bronzemedallengewinner. Nach dem Untergang der DDR wurde er Trainer. Das von ihm betreute Paar Aljona Sawtschenko und Robin Szolkowsky wurde im Januar 2006 Vize-Europameister. Damit hatte es sich für die Teilnahme an den Olympischen Spielen in Turin qualifiziert. Über Nacht entschied die höchste bundesdeutsche Sportinstanz, Steuer aus der Liste der Olympia-Teilnehmer zu streichen. Die beispiellose Entscheidung basierte auf dem „Beschluss“ einer vom DOSB berufenen Kommission, die allerdings in keinem Statut zu finden ist. Diese Kommission berief sich auf Akten, die ihr die bereits Kommission geliefert hatte und die angeblich „Stasi“-Tätigkeit Steuers nachwies. Der rief wegen der Entscheidung ein ordentliches Gericht an. Aufschlussreich ein Bericht des Berliner „Tagesspiegel“ (7.2.2006) über diese Gerichtsverhandlung: Richter „Wolfgang Krause versuchte es immer wieder. `Können wir denn nicht zu einer vernünftigen Lösung kommen?´ Krause leitet die Fünfte Zivilkammer des Landgerichts Berlin, er suchte einen Kompromiss, weil er ein Urteil im Fall des Eiskunstlauf-Trainers Ingo Steuer aus Chemnitz“ aus juristischen Gründen vermeiden wollte. „Doch die Anwälte des Nationalen Olympischen Komitees (NOK) lehnten jedes Zugeständnis ab. Ingo Steuer, der frühere Stasi-IM `Torsten´, dürfe auf keinen Fall als Mitglied des deutschen Olympiateams nach Turin fliegen.“ Das Gericht war anderer Meinung: „Also entschied die Kammer: Ingo Steuer, Trainer des Paares Robin Szolkowy/Aljona Sawtschenko, darf offiziell in Turin seine Sportler betreuen. (...) für das Gericht war nicht nachvollziehbar, wie der Beschluss zustande gekommen ist,

Steuer nicht zu nominieren. Entsprechende Unterlagen hatten die Richter nicht. Fast ein Dutzend Mal wies Krause, teilweise mit vorwurfsvollem Unterton, auf diesen Umstand hin. (...) `Ein rechtsstaatliches Verfahren des NOK ist nicht zu erkennen´, hieß es in seiner Urteilsbegründung. (...) Steuers Informationen an die Stasi, zumindest die bis Ende 1988, bewertete Krause als eher belanglos.“ Das Paar und sein Trainer reisten nach Turin, starteten dort, mussten sich aber nach diesem Nervenstress hinter zwei russischen und drei chinesischen Paaren mit dem sechsten Rang begnügen!

Als sich abgezeichnet hatte, dass sich die Justiz an die Gesetze halten würde, mühten sich Politiker das Gerichtsurteil zu korrigieren. Der damalige Innenminister Schäuble „beantwortete“ das Urteil des Berliner Gerichts damit, dass er die vom Innenministerium zu zahlenden Zuschüsse für den Eislaufverband sperrte!

Daraufhin stellte der Eislaufverband Aljona Sawtschenko und Robin Szolkowy vor die Wahl, entweder in Chemnitz von einer Russin oder in Chikago von einem Russen trainiert zu werden. Beide lehnten ab. Ihre Anwältin wollte das Bundesverfassungsgericht anrufen, das darauf hinwies, dass es noch auf die Zustellung des Urteils des Berliner Kammergerichts warten müsse, weil das Olympische Komitee der BRD dort Revision beantragt hatte. Die Revision wurde abgelehnt, aber der Schriftverkehr zog sich hin.

Der politische Machtmissbrauch hatte sich damit nicht erschöpft: Der Bundesverteidigungsminister kündigte dem Soldaten Steuer fristlos!

Weitere Prozesse fanden statt und die Bundesregierung ließ sich, ohne auf Urteile zu warten, neue – die Erpressung fortsetzende - Varianten einfallen. Aljona – so meldete der “Spiegel” (10/2008) – “berichtete ihrer Anwältin unter Tränen von einer Begegnung, bei der man ihr gedroht hatte, ihr werde der Pass weggenommen, wenn sie weiter bei Steuer bliebe. Szolkowy, damals Sportsoldat, bekam Befehl, nicht mehr mit dem Coach zu trainieren. Einmal holte ihn ein Oberstabsfeldwebel vom Eis.“

Die Steuer-Anwältin formulierte den treffenden Vergleich: „Das Ganze ist hier nur noch wie Show-Boxen.“

2012, also sechs Jahre nach den Spielen von Turin entschied der Bundesgerichtshof, dass die Haltung der Bundesregierung ungesetzlich war.

Das Urteil mit der laufenden Nummer 67/2012 lautete: „Der Kläger ist der Eiskunstlauftrainer Ingo Steuer. Er begehrt mit der vorliegenden Klage, die beklagte Bundesrepublik Deutschland zu verurteilen, ihn als Eiskunstlauftrainer von Soldaten der Sportfördergruppe, Disziplin Paarlauf, zu dulden, sofern Sportsoldaten ihn als Trainer haben oder wählen, er vom Spitzenverband, der Deutschen Eislauf-Union, beauftragt ist und der Deutsche Olympische Sportbund seine Tätigkeit befürwortet. (...)“

Der für das Recht der unerlaubten Handlungen zuständige VI. Zivilsenat des Bundesgerichtshofs hat die dagegen eingelegte Revision der Beklagten“ – also der Bundesregierung – „zurückgewiesen.“

Der Bundesgerichtshof in seiner Begründung: Indem die Beklagte nicht dulden will, dass der Kläger Sportsoldaten trainiert, greift sie in dessen eingerichteten und ausgeübten Gewerbebetrieb, der eigentumsähnlichen Schutz genießt, ein. Dieser Eingriff ist rechtswidrig.“

Zur Erinnerung: Notwendig geworden war die Anrufung des Bundesgerichtshofs durch eine Kommission, der eine „Stasi“-Akte genügt hatte, Ingo Steuer von Olympischen Spielen ausschließen zu wollen.

DAS „ROTFUCHS“-MÄRCHEN

Von KLAUS HUHN

Das größte Rätsel vermag kaum jemand zu lösen: Was mochte das im Grunde angesehene linke Magazin „Rotfuchs“ bewogen haben, sich mit der Entscheidung des Nationalen Olympischen Komitees der DDR, an den Spielen 1984 in Los Angeles nicht teilzunehmen, zu befassen und dies obendrein in einer Weise, als habe man in der Redaktion Sympathie für den Antikommunismus empfunden?

In der Juni-Ausgabe las man fassungslos: „Für 1984 waren die Spiele an Los Angeles vergeben. Sollte man den Boykott von 1980 mit gleicher Münze heimzahlen? Sowohl die Bewahrung des olympischen Gedankens als auch das zu erwartende hohe Leistungsniveau einer DDR-Olympiamannschaft sprachen eindeutig für eine Teilnahme. Doch Erich Honecker entschied, ohne dazu eine Stellungnahme des Sports einzuholen, in `unverbrüchlicher Freundschaft mit der großen sozialistischen Sowjetunion´ nicht an den Spielen teilzunehmen. Am Ende war von den Ländern der sozialistischen Staatengemeinschaft nur Rumänien in Los Angeles dabei.“

Noch einmal: Es bleibt ein Rätsel, was die Redaktion bewogen haben kann, diesen Schwachsinn zu drucken?

Zu den Tatsachen: Die Olympischen Spiele 1984 waren erst nach endlosen Interventionen des IOC nach Los Angeles vergeben worden, weil das Weiße Haus die bei allen bis dahin stattgefundenen Spielen von den Regierungen der Gastgeberländer abgegebenen „Garantierklärung“ gegenüber dem Organisationskomitee – von Washington verweigert worden war. Die USA wollten die Welt zwingen, an den ersten „privaten“ Spielen teilzunehmen! Da das IOC innerhalb weniger Monate keinen anderen Bewerber finden konnte, fand es sich damit ab.

Ausgetragen werden sollten die Spiele vom 28. Juli bis 12. August. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Wahlkampf, in dem USA-Präsident Ronald Reagan am 6. November 1984 wiedergewählt werden wollte, bereits seinen ersten Höhepunkt erreicht. Reagans Rivale Walter Mondale verkündete schon im Frühjahr: „Hier geht es nicht um Personen, sondern um die Zukunft unseres Landes.“ Gemeint war, dass eine Niederlage der USA vor eigenem Publikum gegen Mannschaften aus sozialistischen Ländern ein politisches Risiko bedeutete. 1976 hatte man sich in Montreal mit dem dritten Rang hinter der UdSSR und der DDR abfinden müssen, was in den USA wütend kommentiert worden war. Im eigenen Land hätte eine solche Niederlage noch viel schwerer wiegen müssen.

Um dem zu entgehen, begann der CIA einen Feldzug gegen die sozialistischen Länder, der als erstes in der Entscheidung gipfelte, die die bundesdeutsche Sportnachrichtenagentur SID bereits am 2.3.1984 behandelte: „Wenige Stunden vor der geplanten Anreise des sowjetischen Olympia-Attachés Oleg Jermischkin lehnte das Außenministerium in Washington eine Visa-Erteilung ab. OK-Präsident Peter Ueberroth protestierte offiziell bei der US-Regierung gegen diese Entscheidung, nannte sie `tief besorgniserregend und vor allem ihren Zeitpunkt erschwerend und unfair´. Ueberroth appellierte in einem Fernschreiben an UdSSR-Sportpräsident Marat Gramow, trotz der bedauerlichen Entwicklung zum baldmöglichsten Zeitpunkt einen neuen Attaché zu benennen.“

Das Nationale Olympische Komitee der UdSSR, das Jermischkin bereits Mitte September 1983 nominiert hatte, ist somit weniger als fünf Monate vor den Spielen als einzige grosse Sportnation in Los Angeles weiter ohne Verbindungsmann.“

Die „Begründung“ des USA-Außenministeriums lautete, Jermischkin sei ein KGB-Agent. Die Sowjetunion hätte also durch einen Verzicht auf Jermischkin vor aller Welt einräumen müssen, dass sie einen KGB-Agenten für eine führende Funktion in seiner Mannschaft nominiert hatte. Der Hinweis des Chefs des Organisationskomitees Ueberroth auf die unakzeptable Ablehnungsfrist“ von sechs Monaten musste als „unfreundlicher Akt“ verstanden werden und selbst Ueberroth machte daraus kein Hehl.

Nach dieser Brüskierung vor der Weltöffentlichkeit blieb der UdSSR gar keine andere Wahl, als auf den Start zu verzichten.

Auch gegen die DDR hatte man Maßnahmen ergriffen, die allen olympischen Regeln widersprachen. In einem Brief an Ueberroth hatte DDR-NOK-Präsident Manfred Ewald moniert: „Sie haben auf der 87. IOC-Session in Sarajevo nochmals betont, dass die Einreise aller Olympiateilnehmer entsprechend der Olympischen Charta mit Identitätskarten erfolgt. Inzwischen erheben jedoch Botschaften der USA – auch die hiesige – die Forderung namentliche Visalisten einzureichen, obwohl die Olympiaqualifikation unserer Sportler noch nicht beendet ist. Das widerspricht bekanntlich der Olympischen Charta und ist unzulässig.“

Kurzum: Als die sozialistischen Länder ihre Teilnahme abgesagt hatten, feierten die USA einen Jubelsieg bei den Spielen. Um Moskau unter Druck zu setzen, hatte man Rumänien durch eine enorme Dollarsumme bewegen können, ihre Mannschaft nach Los Angeles zu schicken. Erich Honecker vorzuwerfen, er habe versäumt vor seiner Erklärung die Sportführung der DDR zu konsultieren, rundet die unbegreifliche Darstellung ab.

GEDENKEN

HORST GÜLLE

24. Februar 1932 – 3. April 2012

Der Name von Horst Gülle wird für immer verbunden bleiben mit der Entwicklung des Kinder- und Jugendsports und der Spartakiadebewegung in der DDR von Anbeginn. Das gilt insbesondere für die Wintersportmeisterschaften seit 1951, die Pionierspartakiaden – von der ersten im Rahmen des ersten Pioniertreffens in der Wuhlheide in Berlin bis zur 6. Pionierspartakiade in Magdeburg 1965, an der bereits mehr als 6000 Mädchen und Jungen teilnahmen –, bis zu den ersten Kinder- und Jugend-Spartakiaden und dem Spartakiadesystem, von den Kreis- über die Bezirks- bis zu den Zentralen Kinder- und Jugend-Spartakiaden, die seit 1965 stattfanden. So wurden Millionen Kinder und Jugendliche angeregt, Sport zu treiben und sich gezielt auf sportliche Wettkämpfe vorzubereiten.

Die Lebensleistung von Horst Gülle zu würdigen, umfasst aber weit mehr als das Spartakiadesystem. Zu nennen sind, die „Kleine Friedensfahrt“, die seit Beginn der 1950er Jahre zunächst jeweils in den Etappenorten vor Ankunft der Friedensfahrer ausgetragen wurde und später nicht nur dort und zu diesem Zeitpunkt, sondern ebenfalls ein landesweites Wettkampfsystem mit zentralem Endausscheid umfasste. Zu nennen ist ebenso das System der jährlich ausgeschriebenen Pionierpokale für unterschiedlichste Mannschaftsleistungen, der „Internationale Vierkampf der Freundschaft“ mit seinem internationalen Finale, das Pionierdreikampfabzeichen, das seit Mitte der 50er Jahre erworben werden konnte oder die Touristen-Fünfkampf-Nadel. Unterstützt wurde die Fülle dieser Aktivitäten durch die verschiedenen Kinderzeitungen wie „Bummi“, „ABC-Zeitung“, „Trommel“ und „Fröhlich sein und singen“ ebenso wie durch „Egon Rolles fliegende Sportbrigaden“, die Ferienlager und Ferienspielplätze im ganzen Land besuchten. Als „Egon Rolle“ fungierte der Sportredakteur der „Trommel“, Herbert Janack, der jeweils mit einem LKW der Volksarmee und unterstützt durch zehn bis zwölf künftige Pionierleiter Sportgeräte aufbaute, Kleingeräte austeilte und vor Ort Wettbewerbe oder Möglichkeiten zum Ausprobieren und zum Probetraining organisierte.

Wie Horst Gülle selbst einschätzte, bot das Kinderfernsehen, eine „noch wirksamere Hilfe“, Kinder und Jugendliche für den Sport zu gewinnen. Monatlich schrieb er eine Kindersendung mit dem Hauptdarsteller „Fritzchen Spurtefix“ und später für den einstigen Geher Gerhard Adolf, genannt „Addi“, und die Sendung „Mach mit, mach's nach, mach's besser“.

Nachwuchs- und Nachwuchsförderung blieben stets die „eigentliche Aufgabe“ seines Wirkens, ob zu jener Zeit oder später als Generalsekretär (1966-1969) des Deutschen Verbandes für Leichtathletik der DDR (DVfL) und insbesondere als Stellvertretender Generalsekretär in diesem Verband (1969-1984) sowie seit 1984 als Generalsekretär im Deutschen Gewichtheber-Verband (DGV).

Für den Diplom-Sportlehrer und „Verdienten Meister des Sports“ Horst Gülle war ein tiefes Verständnis für die Langfristigkeit und Komplexität motorischer Lernprozesse und eines systematischen Leistungsaufbaus im Sport ebenso charakteristisch wie für die Individualität und die daraus resultierenden Möglichkeiten jedes Einzelnen. Das alles,

die Fülle seiner Erfahrungen und sein nie erlahmender Optimismus fehlen uns seit seinem Ableben.

Hasso Hettrich

ZIELE UNSERES VEREINES

Unser Verein lässt sich in seiner Tätigkeit von den olympischen Prinzipien leiten und tritt für Humanismus und Demokratie im aktuellen nationalen und internationalen Sportgeschehen ein. Wir unterstützen alle Bestrebungen zur Verwirklichung des Rechts auf Ausübung des Sports in der Lebensgestaltung der Individuen und sind den demokratischen wie allen fortschrittlichen Traditionen der deutschen Körperkultur und des Weltsports verpflichtet. Wir sind unabhängig. Wer Mitglied werden möchte, sollte einen Antrag schriftlich stellen an:

Sport und Gesellschaft e.V.

Hasso Hettrich

Triftstr.34

15370 Petershagen